6/78 PREIS 0,80 M

FREIE WELT

Arzt im Zwiespalt?

Technik zwischen Arzt und Patient

Die Stollberger Masche

FW-Reporter unterwegs in einem Erzgebirgskreis

Drei in der Taiga

Überleben als Experiment. Beginn einer neuen Serie.

FREIE Welt ★ HEUTE

★ INHALT

		Seite
Wirtschaft:	Stollberger Marktgeschehen – ein Export-Report	4
Nachrichtenmagazin		12
Porträt:	Anton Feiner, Produktionsdirektor im Petrolchemischen Kombinat Schwedt, über sein Leben und eine Auszeichnung	18
Wissenschaft:	Arzt im Zwiespalt. Mediziner zwischen Patient und Technik	20
Tourismus-Karte:	Was findet der Flugreisende wo in Berlin-Schönefeld	24
FW-Serie:	Drei in der Taiga. Tatsachenbericht über ein Überlebensexperiment	26
Umweltschutz:	Zugunsten des Baumes	28
Bildgeschichte		30
Literatur:	Ein Wiedersehen mit dem sowjetischen Schriftsteller Valentin Rasputin während der Leipziger Frühjahrsmesse	32
	„Die Begegnung" – Erzählung von Valentin Rasputin	34
Humor und Satire		36
Rätsel		38
Kinderserie:	Nimmerklug	40
Kalenderblätter		41
Polemik		43
FW-Stammtisch:	Monika Hauff und Klaus-Dieter Henkler im Gespräch	44
Leserforum		46
Umschau		48
Sport:	Zum dritten Mal in der Geschichte des Eiskunstlaufs – 10facher Weltmeister gekürt: Irina Rodnina	50
Ferner Osten:	Besuch in Pjöngjang, der Metropole der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik	52
Titelfoto:	Jo Gerbeth	

Redaktion: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94, Fernschreibsammelnummer: 011 48 54, Telefon über 24 40, Redaktionskollegium: Chefredakteur: Joachim Umann, Stellv. Chefredakteure: Inge Albrecht, Günter Bonow, Red.-Sekretär: Georg Walter, Wissenschaft: Heinz Bartel, Chefreporter: Hans Frosch, Wirtschaft: Wolfgang Scheel, Politik: Dr. Paul Wurche ✲ Gestaltung: Horst Wustrau, Bild: Volkmar Billeb, Kultur: Jürgen Geitner, Leserprobleme: Gisela Reller, Reportage: Barbara Karadshow, Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz, Korrespondenten in Moskau: Günther Wolfram, Elisabeth Klutschewskaja. Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Verlag: Berliner Verlag, Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500405. Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, PSF 29, Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR (Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976). Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß für dieses Heft:

20. 3. 1978

★ BUKARESTER MOMENTE

ADN-Korrespondent Joachim Sonnenberg schaute sich in unserem Auftrag für Sie, liebe Leser, in der rumänischen Metropole um.

Verstärkung

Wer heute Bukarest besucht, muß schon genau hinsehen, um noch Spuren jener Verwüstungen zu entdecken, die

das schwere Erdbeben in den Abendstunden des 4. März vorigen Jahres verursacht hat. Der Kenner der Stadt wird im Zentrum zwar hier und dort noch auf leere, von Bauzäunen begrenzte Flächen treffen, doch weit auffallender sind die vielen großen und kleinen Gebäude, die neuen Putz und frische Farben erhielten. Dahinter verbirgt sich die monatelange Arbeit Hunderter Spezialbautrupps, denn in weit mehr als hundert Hochhäusern mußte das Betonskelett freigelegt werden, um als erste Sicherheit vor künftigen Beben – die niemand ausschließen kann – die tragenden Pfeiler und Säulen bis auf einen Meter zu verstärken. Die Reparaturarbeiten in weit mehr als 20 000 kleineren Häusern standen nicht so im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, waren aber für den Wiedereinzug von nicht geringerer Bedeutung für die Bukarester. ★

Vielfalt

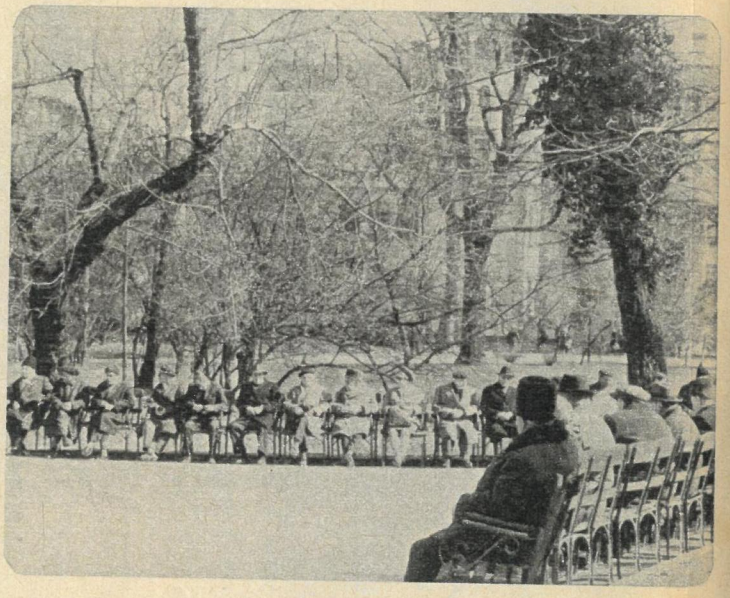
Nahezu 35 000 rumänische Familien hatten am 4. März 1977 ihr Heim verloren, die meisten davon in Bukarest. Heute haben sie sich längst an ihre neuen Wohnungen gewöhnt, die meist schöner und moderner sind als jene, die sie verlassen mußten. Tausende Familien wurden Bewohner der neuen Viertel Drumul Taberei und Colentina – eins davon eine Vorstadt mit bereits 200 000 Einwohnern, das andere ein typisches Beispiel für die jüngste Etappe der städtebaulichen Umgestaltung von Bukarest. Nach der Schaffung neuer Vorstädte an der ehemaligen Peripherie der Stadt ist man in den letzten Jahren dazu übergegangen, die strahlenförmig aus dem Zentrum herausführenden Hauptverkehrsadern zu modernen Wohn- und Geschäftsstraßen umzugestalten. Ein großer Teil der nahezu 40 000 seit dem März vorigen Jahres übergebenen Wohnungen ist in ihrem Einzugsbereich zu finden. Beachtlich ist dabei nicht nur die Zahl, sondern auch die Vielfalt bei der Gestaltung der Straßenfronten, die auch durch unterschiedliche Bauhöhen erzielt wurde. ★

Vitamine

Was ist typisch für das Bukarest von heute? Eine Antwort darauf vermittelt ein Besuch des ganz in der Mitte der Stadt gelegenen Platzes der Vereinigung – Piata Unirii. Die Dynamik dieser Stadt, der Hauch des Traditionellen in trauter Nachbarschaft mit Zeugnissen modernen, sozialistischen Lebensstils, aber auch die noch anstehenden Probleme – all das stürmt hier auf den Besucher mit atemberaubender Unmittelbarkeit ein. Hier ist der traditionelle Markt, auf dem sich durchdringende Frauenstimmen im Anpreisen ihrer Knoblauchzöpfe überschreien und auch jenen zarten Kopfsalat feilbieten, der neben Gurken und vielem anderen in jenen Gewächshäusern gedeiht (Foto), die im westlichen Teil der Stadt zur besseren Versorgung der Bevölkerung entstanden sind und noch entstehen. Nur wenige Meter vom alten Markt: die renovierte Markthalle, die im vergangenen Jahr auf Selbstbedienung umgestellt wurde. Auf der anderen Seite des Platzes „Unirea" – mit 30 000 Quadratmetern Verkaufsfläche das zweitgrößte Warenhaus der Hauptstadt. 150 000 Käufer wurden hier letztes Jahr im Tagesdurchschnitt gezählt. Unübersehbare Menschenmassen drängen sich von früh bis spät durch die fünf Stockwerke dieses modernen Kaufhauses, bevölkern vor ihm die Gehsteige, belagern ständig die Kreuzung eines der verkehrsreichsten Boulevards von Bukarest – und lassen es zum Glücksumstand werden, mit dem nächsten Bus oder der nächsten Straßenbahn mitzukommen. ★

Vergnügen

Ein großer Teil des weiträumigen Platzes ist heute jedoch Baustelle. Bauzäune mit einem



großen „M“ weisen darauf hin, daß auch hier an der Untergrundbahn gebaut wird. Am 1. Mai wird sie den Betrieb aufnehmen und damit Bus und Straßenbahn fühlbar entlasten. Piata Unirii wird später der zentrale Umsteigebahnhof der Metro werden, eine Station, deren Ausmaße die der anderen Bahnhöfe übertreffen. Also auch mehr Arbeit, und um sie fristgemäß zu schaffen, hat die Bukarester Organisation des Kommunistischen Jugendverbandes diese Baustelle zur Jugendbaustelle erklärt. Die jüngsten Bukarester indes, die

noch nicht an Arbeit denken, vergnügen sich derweil mit der Eisenbahn, die in der „Stadt der Kinder“ (Foto) verkehrt. Sie ist Teil eines der jüngsten Bukarester Parks, der in den letzten fünf Jahren entstand — des Jugendparks. ★

Veteranen

Nicht nur beim Aufbau spielt die Jugend eine gewichtige Rolle. Sie dominiert auch im Straßenbild. Da die Schulen vor- und nachmittags unterrichten, sieht man ständig kleine oder größere Jungen und Mädchen in den dunkelblauen Schuluniformen zur Schule eilen. Insbesondere an sie, die Kinder und Jugendlichen, ist gedacht, wenn gleichzeitig mit der Schaffung neuer Wohnviertel auch neue Grünanlagen, Kinderspiel- und Sportplätze und Parks entstehen. Doch auch die alten Erholungsstätten im Freien haben ihre Reize. So Cismiziu, eine 14 Hektar große Idylle inmitten der Großstadt, der älteste, bereits 1830 entstandene Park, der noch heute beliebter Treffpunkt vor allem der älteren Generation ist. ★

Fotos: ZB/Agerpress (4), H. Krüger, Fotochronika

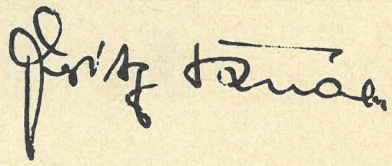
Vom Eise befreit...

Das ist Ljudmila Ugrjumowa aus Kisil-Atrek in der Turkmenischen SSR bei Versuchen an einem Mandelbaum. Du schaust dieses Bild von Jugend und Frühling, und es klickt im Speicher der Erinnerung. Goethes Verse vom Osterspaziergang kommen dir ins Ohr. Und du nimmst dir vor, bei deinem Osterspaziergang diesmal genauer hinzuschauen, um mit den Augen zu trinken, was „des Frühlings holder, belebender Blick“ überall an natürlicher Schönheit zaubert.

Warum nicht auch mal ein Konzert?

Unsere Stollberger Kreisdelegiertenkonferenz zur Vorbereitung des 11. Kongresses der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft im Mai trug den Charakter eines großen Erfahrungsaustausches. Gefragt waren neue Ideen für die politische Massenarbeit, mit der unsere Organisation dazu beitragen will, die hohe Zielstellung der Republik für das Jahr 1978 mit zu erfüllen. Einen guten Gedanken entwickelte Christine Reich von der Frauenbrigade „Interkosmos“ aus dem Thalheimer Strumpfkombinat. Sie sprach über die Bedeutung der Exportaufträge für die Sowjetunion, davon, daß sie Klassenauftrag und Ehrensache für jeden Arbeiter sein sollten, daß sie dennoch oft Mühe und große Anstrengungen erfordern, bevor sie termin- und qualitätsgerecht beglichen sind. Sollten wir nicht darum künftig dem Tag, an dem unser Betrieb den Exportplan fürs Freundesland erfüllt, besondere Aufmerksamkeit schenken, fragte sie. Ihr Vorschlag: beispielsweise Meetings an den Arbeitsplätzen, improvisierte Feierstunden in Anwesenheit sowjetischer Freunde, oder warum nicht auch mal ein kleines Konzert in der Werkhalle! Ja, warum eigentlich nicht? Wer ist nicht stolz auf Geleistetes? Ein solches Erfolgserlebnis könnte zugleich Ausgangspunkt neuer Aktivitäten sein.

Eine Anregung für die 30 DSF-Organisationen der Betriebe unseres Erzgebirgskreises, die am Exportprogramm der DDR beteiligt sind. Eine von vielen Ideen. 204 Grundeinheiten und 585 Kollektive DSF im Kreis bereiten sich intensiv auf den 11. Kongreß vor. 32 Zirkel werten regelmäßig und erfolgreich die besten Erfahrungen ihrer sowjetischen Kollegen aus. Eine neue Exportmusterschau, auf der wir die vielfältigen Kontakte, die uns Stollberger mit sowjetischen Partnern in allen Teilen der UdSSR verbinden, sichtbar machen wollen, bereiten wir gegenwärtig vor. Solch eine Schau zum Oktoberjubiläum inspirierte letztlich die FREIE WELT, sich einmal gründlich auf dem Stollberger Exportmarkt umzusehen. Mit welchem Resultat, das lesen Sie bitte selbst auf den nächsten Seiten.



Fritz Knabe
Kreissekretär der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Stollberg und Mitglied des Zentralvorstandes

KD KAUFHAUS

Stollberger

EXPORT-MARKT

Ein Beitrag von Wolfgang Scheel,
Wolfgang Tautenhahn (Text)
und Heinz Krüger (Fotos)

Das Foto auf dem Stollberger Marktplatz entstand, kurz bevor der Frühlingsföhn in Stunden den Schnee aus unseren Breiten vertrieb. Auch zu anderer Jahreszeit ist der Platz keine architektonische Perle, aber immerhin Mittelpunkt der kleinen erzgebirgischen Kreisstadt, auf dem hin und wieder auch einmal Händler ihre Stände aufbauen. Der von uns improvisierte Marktstand ist jedoch einmalig. Die Stollberger, die sich hier aufstellten, sind nicht nur dem FREIE WELT-Fotoreporter zuliebe so vergnügt. Sie haben auch sonst allen Grund zur Freude, weisen sie doch stolz Erzeugnisse vor, die sich nicht nur hierzulande großer Nachfrage erfreuen, sondern ebenfalls zu den bewährten Exportartikeln zählen. Zum Gruppenfoto stellten sich 13 Betriebe des Kreises in Positur. Aus Effektivitätsgründen eine willkürliche Auswahl, denn mindestens doppelt soviel Betriebe des Erzgebirgskreises sind am Exportprogramm der DDR beteiligt. Waren mit Stollberger Absender gehen in alle Himmelsrichtungen, in alle Erdteile. Ein Ergebnis fleißiger Arbeit, hoher Qualität, unbedingter Termintreue, wissenschaftlich-technischen Höchststandes. – Kriterien, die man nicht nur in Stollberg beherrschen muß, vom ersten Tag des Planjahres an . . .

Auf dem Marktplatz vertreten:

VEB Strumpfkombinat Esda, Thalheim; VEB Erzgebirgische Kofferfabrik Thalheim; VEB Kontaktbauelemente und Spezialmaschinenbau Gornsdorf (Leiterplatten und Steckverbindungen); VEB Fahrzeugelektrik Ruhla, Betriebsteil Thalheim; VEB Kunstwerkstatt Zipfelhaus, Auerbach (Blumenbilder); VEB Sockenwerk Exporso, Brünlos; VEB Stola, Jahnsdorf (Obertrikotagen); VEB Rundfunktechnik REMA, Stollberg; VEB Oluba, Oelsnitz, und VEB Seeadler, Leukersdorf (Badebekleidung); VEB Preß-, Span- und Spezialpappenwerk Thalheim (Matrizenpappe); BBS „W. I. Lenin" im Kombinat Meßgerätewerk Zwönitz (Doppelstromumsetzer); VEB Edelstahlwerk Freital, Betriebsteil Edelstahlzieherei Lugau.

ERFÜLLTES – Exportauftrag für Lehrlinge

MASCHIGES – Begehrte Jahnsdorfer Strickereien

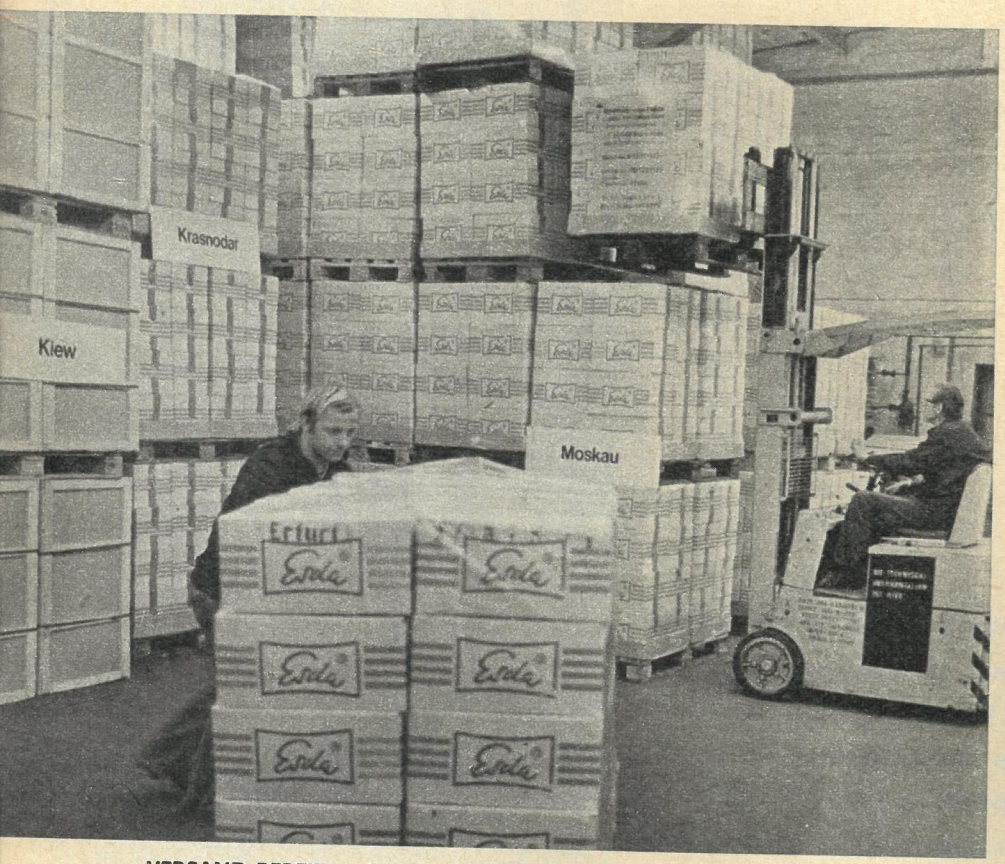
BEINLICHES – Gut bestrumpft dank Esda
DRAHTIGES – Kostbare Zulieferungen aus Lugau

Stollberger Export-Markt

„Glück auf – Stollberg!"

Wer nicht der erzgebirgischen Mundart mächtig ist, aber mit Alteingesessenen schnell ins Gespräch kommen will, dem gelingt es bestimmt über den Bergmannsgruß. Er ist hier nach wie vor zu Hause, obwohl historisch gesehen die Stollberger nur vorübergehend ihr Glück im Berg suchten. Die Chronisten, die Stollberg 1343 erstmals urkundlich als Stadt erwähnten, vermerkten nichts über den Bergbau. Im 16. und 17. Jahrhundert siedelten sich hier Tuchmacher, Leineweber und Gerber an und im 18. Jahrhundert die Strumpfwirker, die Vorfahren derjenigen, die heute mit ihrer Arbeit Millionen Frauenbeine modisch anziehen. Bei den Städten Lugau und Oelsnitz aber wurde über ein Jahrhundert lang bis 1968 Steinkohle gefördert. Hier vollbrachte in unserer Zeit Adolf Hennecke seine Aktivistenschichten, und viele junge Kumpel eiferten ihm fortan nach. Bis der Abbau nicht mehr lohnte. Und so trifft man heute die zehntausend einstigen Bergarbeiter in den verschiedensten Betrieben des Kreises: im Maschinenbau, in der Textilindustrie, in der Elektrotechnik/Elektronik und in der Bauindustrie. Sie mußten umlernen, taten es gründlich und gelten heute wieder als gefragte Facharbeiter. Die Stadt Stollberg hat knapp 18 000 Einwohner, der Kreis fast 90 000. Die Werktätigen in der Stollberger Industrie produzieren jährlich Erzeugnisse im Werte von über 1 Milliarde Mark. Und weil davon kein kleiner Prozentsatz für den Export bestimmt ist, aus dessen Erlösen unser Staat die für die DDR-Volkswirtschaft so notwendigen Rohstoffimporte, eine Reihe von Nahrungs- und Genußmitteln sowie andere wichtige Erzeugnisse bezahlen muß, geht es uns heute um den vielfältigen Stollberger Anteil daran. Ein kleiner Kreis zieht große Kreise. Da werden zum Beispiel die Druckplatten der „Prawda" und „Iswestija" in Moskau auf Matrizenpappen aus Thalheim geprägt. Da sind an der Produktion der in die DDR importierten Kraftfahrzeuge aus der UdSSR Drahtricht- und Schneideautomaten aus Stollberg beteiligt. Da rationalisierte Esda den Strickbereich für Feinstrumpfhosen mit Hilfe neuentwickelter Strickautomaten aus der ČSSR. Da produzierten die Arbeiter der Edelstahlzieherei Lugau eigens für die umfangreichen Rohrschweißarbeiten an der Drushba-Trasse besondere Schweißdrähte. Und da unternimmt die „Stollberg", Patenschiff der Stadt, vielleicht gerade mit Stollberger Erzeugnissen an Bord eine Reise zu Handelspartnern in fernen Ländern ...

Die Werktätigen des Kreises erfüllten ihren Exportplan in den ersten zwei Monaten dieses Jahres mit 104,5 Prozent. Das schreibt sich so einfach, doch um dies zu erreichen, muß man täglich darum kämpfen, mit Ideen, mit Qualitätsarbeit an jedem Arbeitsplatz, mit Einsatzbereitschaft. Und gerade dafür kann man wohl gut ein „Glückauf" gebrauchen.



VERSAND-BEREIT – Jeder Palettenpackung sieht man schon äußerlich an, wohin sie im Container reisen wird. Das gehört zum durchdachten Vertriebssystem von Esda.

● „Es hat sich erwiesen, daß Rationalisierungsmaßnahmen dann zu den größten Ergebnissen führen, wenn sie auf der Anwendung moderner und modernster Technologien beruhen. Das vor allem bringt den Anstieg der Arbeitsproduktivität, den unser Land braucht." ★

EVA 4 macht's möglich

Fünf Minuten vom Esda-Betriebsteil in Dorfchemnitz entfernt befindet sich das Kulturzentrum und Heimatmuseum „Knochenstampfe", früher eine Düngemittelmühle. In einer typischen erzgebirgischen Wohnstube von Anno dazumal kann man auch einen Handwirkstuhl der Strumpfmacher bestaunen, mit dem sie in Heimarbeit ihr karges Brot verdienten. Welten liegen zwischen jener Szenerie und den heutigen Produktionsbedingungen. In einem der lichtdurchfluteten klimatisierten Säle surren 186 Kleinrundstrickmaschinen unter der Regie von acht Frauen und Männern. Für je 62 der Automaten, die den Namen EVA 4 tragen, sind ein Stricker und ein Mechaniker zuständig, plus zwei Qualitätsprüfer für den Saal. Die fertigen Strumpfhosenbeine, die die programmgesteuerten EVAs in schnellem Rhythmus ausspucken, kann kein Mensch mehr zählen – man wiegt sie. Sonja Roscher, 19 Jahre, seit einem Jahr Strickerin, ausgebildet im Betrieb, beherrscht schon recht souverän ihre in Doppelreihe ausgerichteten Maschinen, die einen Wert von 1,8 Millionen Mark verkörpern. Sonja ist sich ihrer Sache so sicher, da alle Beteiligten bei der Einführung der neuen – für Esda entwickelten! – EVA-Automaten aus Trepice (ČSSR) gute Vorarbeit leisteten. Die deutsch-tschechoslowakische Zusammenarbeit funktionierte ausgezeichnet, weil beide Partner anspruchsvoll waren. Die wissenschaftlich-technischen Mitarbeiter und Praktiker des Kombinates machten nach Erprobung der Prototypen von EVA 4 25 Verbesserungsvorschläge, die zum Teil vom Hersteller oder gemeinsam realisiert wurden. Die Maschine wurde dadurch noch funktionssicherer. Die Partner aus der ČSSR forderten ihrerseits eine gründliche Qualifizierung der Bedienungskräfte. Auch Kombinatsleitung und Parteiorganisation gingen davon aus, daß das A und O für die Beherrschung der neuen Technik höhere Qualifikation ist. Ihr Leitsatz: Es genügt nicht, Gutes zu tun und Richtiges zu wollen, man muß es auch können. Eine Reihe von Esda-Leuten wurde im Herstellerwerk der ČSSR eingewiesen, die in Dorfchemnitz anwesenden Konstrukteure und Monteure aus Trepice leisteten ebenfalls sozialistische Hilfe. So avancierte die Strickerin zum Kontrolleur, ein für sie völlig neues Funktionsfeld mit höherer Verantwortung. Sie muß dann eingreifen, wenn sich an einer Maschine ein Fehler eingeschlichen hat – am Fadenlauf oder am Zylinder, der mit 399 Nadeln gespickt ist. Der Mechaniker zeichnet für den gesamten störungsfreien Lauf der EVAs verantwortlich, während der Prüfer ununterbrochen von Maschine zu Maschine zieht, um Qualitätsstichproben vorzunehmen. Entdeckt er einen Mangel, stoppt er die „schuldige" Maschine augenblicklich. Doch wer EVA richtig behandelt, dem lohnt sie es. Das Ergebnis des Rationalisierungsvorhabens bei Esda ist der Beweis: Die Trepicer hielten einen 35-Maschinen-Bedienungsbereich bei ihren Automaten für möglich, die Dorfchemnitzer begannen mit 50 Maschinen und steigerten dies schließlich auf 62. Mit der vorhandenen Zahl der Arbeitskräfte wird so die vorhandene Maschinenkapazität im Dreischichtsystem maximal genutzt.

Esdas Aufgaben sind umfangreich, die vier Kombinatsbetriebe produzieren 80 Prozent aller Strumpfwaren der DDR – für Kinder, Damen und Herren. Daraus ergeben sich neben der bedarfsgerechten Versorgung unserer Bevölkerung große Exportverpflichtungen: 60 Prozent der Produktion. Deshalb hat Esda auch als zehnfacher Messegoldträger seinen guten Ruf auf dem internationalen Markt immer wieder zu verteidigen. Der stellvertretende Absatzdirektor Siegfried Lorenz nennt im Gespräch wichtige Positionen für ein erfolgreiches Exportprogramm: „Stabile und langfristige Beziehungen zu den sozialistischen Ländern." Er betont, wie wichtig vor allem die großen Aufträge der Sowjetunion sind, sichern sie doch den Betrieben auf Dauer eine kontinuierliche Produktion. Ehrensache, daß diese Verträge auch termin-, sortiments- und qualitätsgerecht erfüllt werden.

„Esda braucht unbedingt die ständige Marktanalyse, den unerbittlichen Vergleich mit anderen Strumpfherstellern", zählt Genosse Lorenz weiter auf. Esda-Strümpfe werden heute auf allen Kontinenten, in rund 30 Ländern getragen. Dazu gehören die Finnen und die besonders modebewußten Franzosen. So ein Kundenkreis hat ständig neue Wünsche. Um darauf stets reagieren zu können, muß systematisch die eigene Kollektion entwickelt werden – nach Gebrauchswert und Trageeigenschaften, nach dem modischaktuellen Trend und den jeweiligen Verbrauchergewohnheiten. „Eine Voraussetzung dafür ist ein guter Facharbeiterstamm, disponibel einsetzbar", stellt der Absatzexperte fest. Bei Esda sei es Praxis, daß die Produktionskollektive genau Bescheid wissen über den zu fertigenden Auftrag und seinen Abnehmer. Denn nur wenn wirklich jeder Werktätige die Aufgaben verstanden hat, ist es möglich, wie Anfang des Jahres geschehen, den besonderen Wunsch eines lukrativen Kunden durch Produktionsumstellung statt in acht schon in drei Wochen ausführen zu können. Die schnelle Lieferung aber ist immer noch ein äußerst wichtiges Exporterfolgsrezept!

Siegfried Lorenz nennt noch einen Gesichtspunkt: „Den Produktionsablauf mit Hilfe von Wissenschaft und Technik weiter zu rationalisieren. EVA ist ein Beispiel. Ein weiteres: unsere neue Versandlinie mit der Palettenverpackung und dem Containertransport, der inzwischen bis in die UdSSR reicht. Früher gab es allein in der DDR dreitausend zu beliefernde Anlaufstellen, heute sind es vielleicht noch fünfzehn. Das ist ökonomisch!"

Ärger hat der Absatzleiter wohl nie?

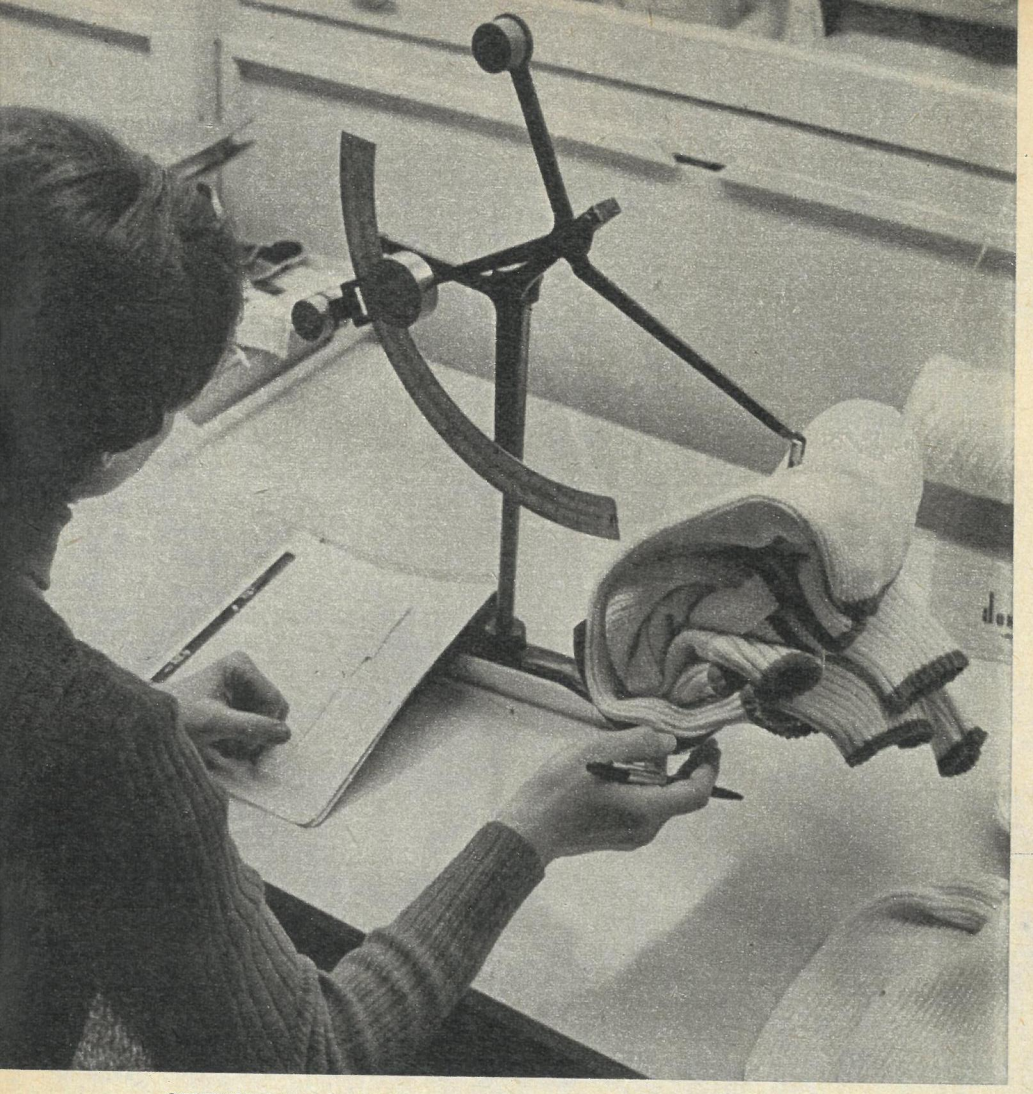
„Und ob. Wenn wir nicht schnell genug auf ein lohnendes Angebot reagieren können –, wir müssen noch flexibler werden. Wenn die Zulieferer uns Sorgen bereiten mit ihrer Qualität und damit die Arbeit unseres Kollektivs erschweren. Wenn uns auch nur ein Kunde Qualitätsmängel nachweist ..."

Eine Strumpfhose durchläuft viele Stationen im Werk, bevor sie endlich in einem Karton verpackt auf den Container nach Rostock, Halle,

Fortsetzung Seite 8

TOURISTISCHE ATTRAKTION –
Erzgebirgsstube in der Dorfchemnitzer „Knochenstampfe".

TECHNISCHE ATTRAKTION –
Maschinensaal im Strumpfkombinat, nur wenige Minuten von der musealen Strumpfwirkerstätte entfernt.



GEWICHTS-KONTROLLE – „Bei uns wiegt alles richtig", sagte man uns im Musterbüro und meinte damit, daß Qualität bei Stola groß geschrieben wird. Dazu gehört auch der ökonomische Materialeinsatz, den die Gütekontrolleure regelmäßig prüfen.

ARBEITSPLATZ-WECHSEL – Die Kolleginnen des Jahnsdorfer Stola-Betriebes sind vielseitig einsetzbar. Um die erhöhten Anforderungen an die Exportkollektion sichern zu helfen, wechselte Renate Wagner jüngst an die moderne Kettelmaschine.

Prag, Budapest, Moskau oder Kuibyschew wartet. Der Bereich, in dem jede Feinstrumpfhose ein letztes Mal kontrolliert wird und in ihre Tüte kommt, heißt „Aufmachung". Ein Nadelöhr, weil sich hier die verschiedensten Sortimente treffen und eine schnelle individuelle Behandlung verlangen. Fleißige Frauenhände füttern unersättliche Verpakkungsautomaten. Der modernste läßt an einem Arbeitstag 40 000 Paar Strumpfhosen in bunten Faltschachteln verschwinden. Und damit er und die anderen Verpackungsmaschinen störfrei funktionieren, dafür sorgen die Mitglieder der Jugendbrigade „Wilhelm Pieck", BMSR-Techniker, alle um die zwanzig herum. Und sie tun noch mehr. Als es 1977 in ihrem Bereich Planschulden gab, ergriffen sie die Initiative zur dritten Schicht und halfen dadurch, 920 000 Paar zusätzlich zu verpacken. Jetzt hat die Wartungsbrigade beschlossen, in den Pausen die Bedienung des produktivsten Automaten zu übernehmen, um ihn noch besser auszulasten. Ihr Standpunkt: Stimmt der Plan in der Abteilung, stimmt auch unser Anteil daran und unser Geld. Ein Punkt in ihrem Brigadevertrag, ein Schritt auf ihrem Weg zum Kollektiv der sozialistischen Arbeit. Im Gespräch mit den jungen Mechanikern erfahren wir noch von weiteren exportfördernden oder -hemmenden Faktoren: daß der Bus nach der Schicht pünktlich abfährt, daß für die Spätschicht immer Trinkreserven vorhanden sind, daß die zugelieferte Verpackungsfolie endlich an Qualität zunimmt und daß die Jungverheirateten unter ihnen bald eine eigene Wohnung bekommen. Das Wichtigste: daß sie ein gutes Kollektiv bleiben, in dem sich jeder auf den anderen verlassen kann ...

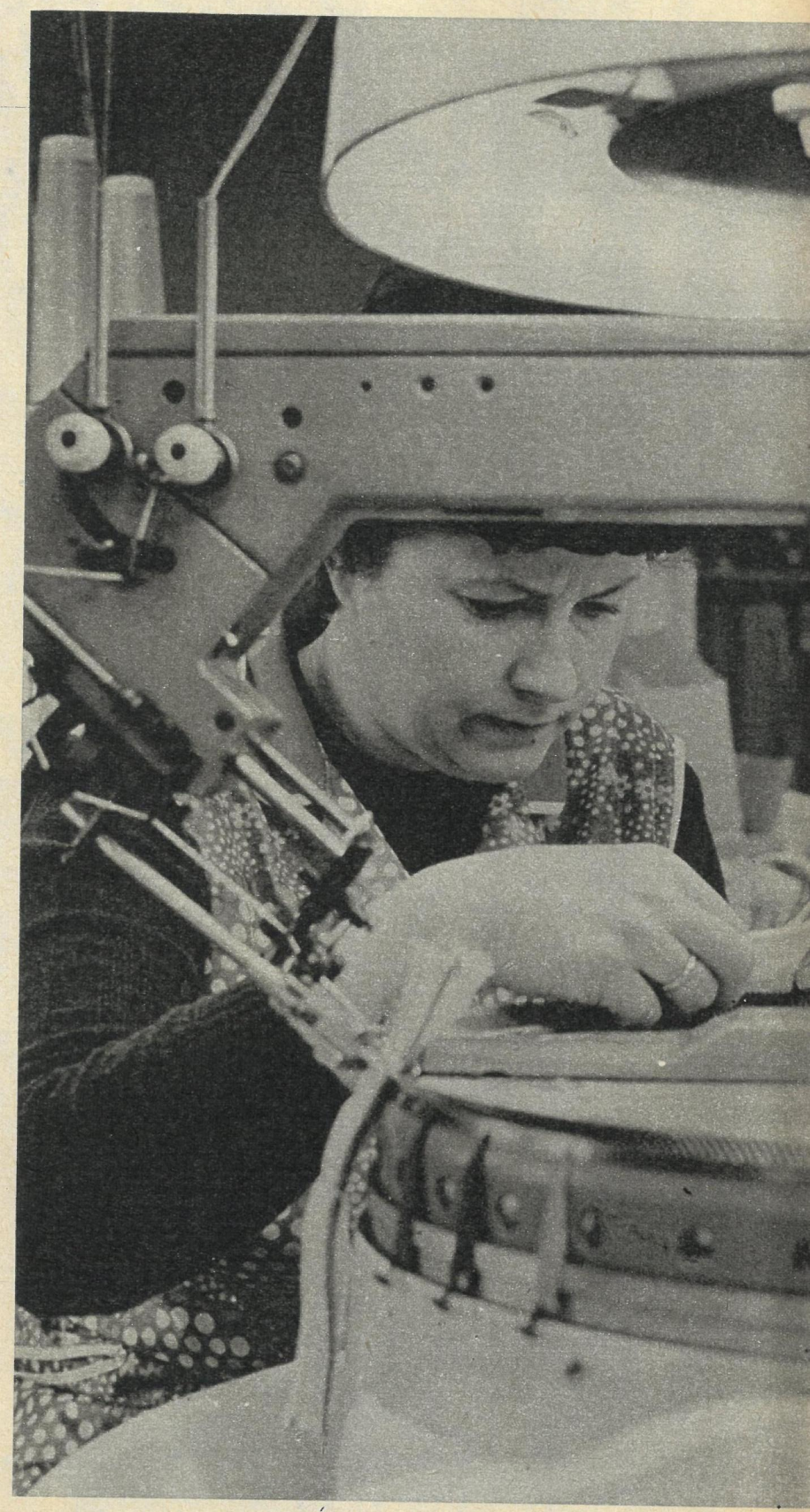
● **„Es besteht alle Veranlassung zu außerordentlichen Anstrengungen, um den guten Ruf der Waren aus der DDR als Qualitätsprodukte zu wahren und zu mehren. Beim Export von Fertigerzeugnissen kann unser wichtigster Trumpf nur die Güte unserer Waren sein."** ★

Pullover machen Politik

Ach, diese schönen Sachen! Auf dem Marktplatz bestaunt, befühlt, begutachtet: Pullover und Strickjacken aus dem VEB Stola in Jahnsdorf. Diese modischen Maschen – getragen in gut zehn Ländern – sind ein echter Exportschlager.

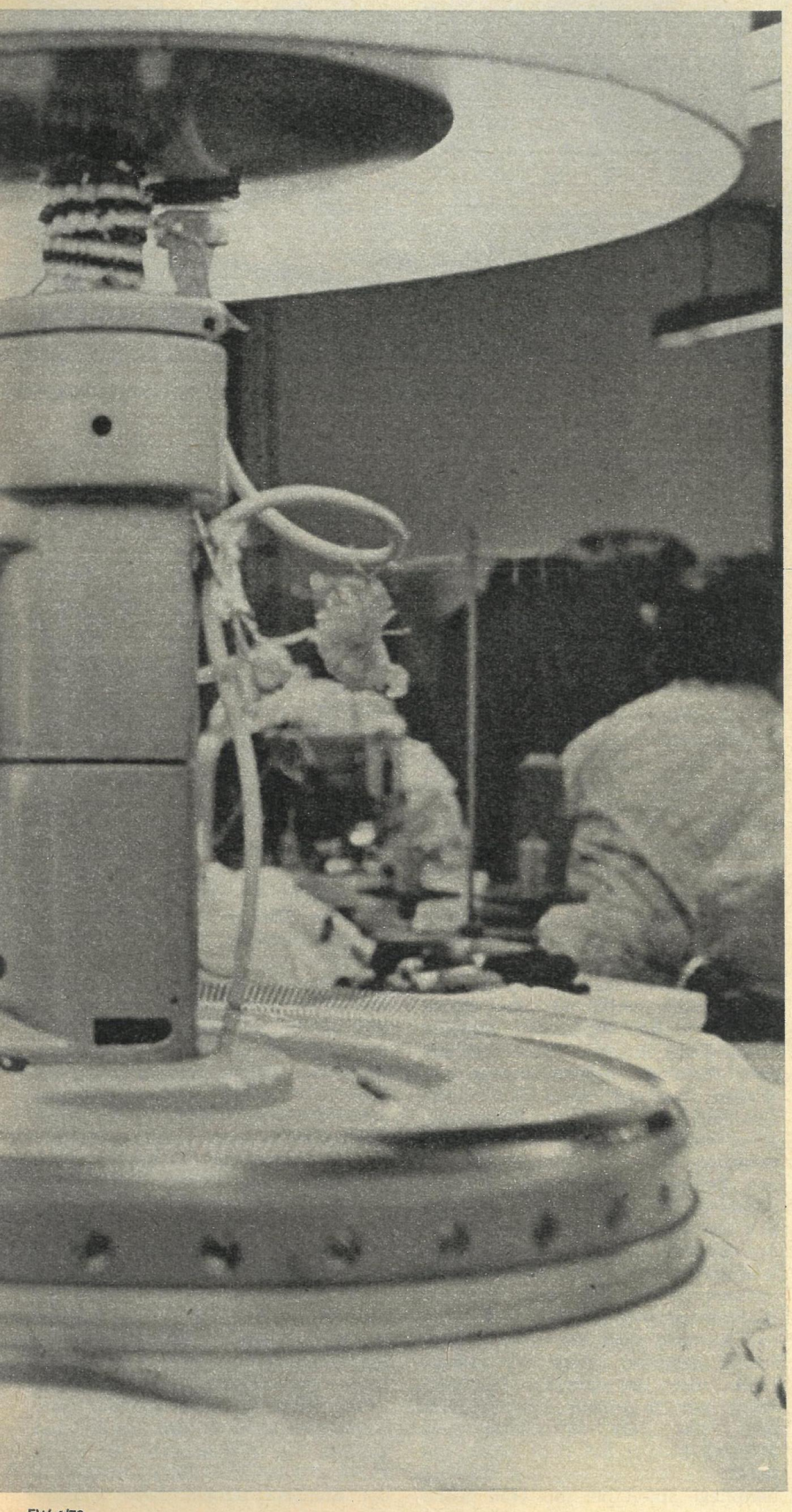
Im Musterbüro gestalten Annerose Heide und Dorothea Schreiter die gefragten Modelle, 600 bis 700 Artikel im Jahr. Gerade beschäftigen sie sich mit der Exquisitkollektion für das zweite Halbjahr, die Testmodelle für 1979 sind im Gespräch. Das Fluidum erinnert an eine Schneiderstube. Auf langem Tisch: Scheren, Schnitte, Entwürfe, Skizzen ... Hinter Vorhängen fertige Gestricke, hier und da reizvolle Poster, ein Spieglein an der Wand ... Würden wir es auf Märchenart nach den besten Strickwaren im Land befragen, zählte es garantiert die Jahnsdorfer Erzeugnisse mit dazu. Die Auszeichnung des Kollektivs mit dem Orden „Banner der Arbeit" kommt schließlich nicht von allein, Leistungen stecken dahinter, und was für welche! Die 950 Werktätigen dieses aus ehemaligen Produktionsgenossenschaften hervorgegangenen Betriebes haben durch eine zielstrebige Exportentwicklung einen wichtigen Anteil an der Verwirklichung unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik. Das sind große Worte, und doch ist genaugenommen jeder Jahnsdorfer Pullover ein Stück realisierter Politik. Denn sechzig Prozent der von unserer Volkswirtschaft benötigten Rohstoffe müssen wir im Ausland kaufen. Schätze wie Erdöl und Eisenerz lagern nicht in unserem Boden, Baumwolle gedeiht nicht in unseren Breiten. Doch ohne all diese Rohstoffe gibt es nun einmal keine leistungsfähige Industrie. Niemand schenkt uns etwas, im Gegenteil, die internationale Preisexplosion für Rohstoffe müssen wir durch zunehmend mehr Exporte finanzieren. Also, wo vor Jahren noch ein Pullover als Äquivalent reichte, sind heute drei oder vier notwendig.

Das bedeutet für das Stola-Kollektiv nicht nur, im internationalen Geschäft zu bleiben, sondern auch, ständig neue Exportquellen zu erschließen. – Eine ernste Sache so ein farbenfroher Pullover, wie ihn uns Annerose Heide zeigt. Die Leiterin des Musterbüros ist seit zehn Jahren im Betrieb, hat hier von der Pike auf



Stollberger Export-Markt

gelernt, wie sie sagt, wurde dann Textilingenieur, arbeitete als Technologe und trug die Verantwortung eines Werkleiters. Jetzt macht sie Mode, die vor anspruchsvoller internationaler Kundschaft bestehen muß. „Die sowjetischen Partner kaufen sehr klassische, den dortigen Bedingungen entsprechende Strickwaren... Auch bei den anderen Kunden konzentrieren wir uns weitgehend auf klassische Modelle, versehen sie zusätzlich mit kleinen Effekten, Zieretiketten. So etwas wird gern gekauft", plaudert sie über die Ansprüche der Käufer. Doch mit modischen Blickfängen allein läßt sich kein Kunde „fangen". Es geht dabei noch um andere Größenordnungen. Absatzleiter Manfred Fischer formuliert sie allgemein so: „Man muß einfach wissen, was auf dem Markt gefragt ist, und dann muß man eben da sein, zu entsprechendem Preis und Zeitpunkt." — So einfach ist das. Kein Wort darüber, was dem vorausgeht: intensive Trendbeobachtungen, jahrelange Erfahrungen mit den Stammkunden, Vertreterkonferenzen, Beratungen mit Kunden, Diskussionen über Kollektionen, Entwürfe und Verwürfe, auch Streit mit den Zulieferern in den Spinnereien, und immer wieder und vor allem operatives, bewegliches Handeln... Noch einen Blick in die Produktion. Doch bevor wir uns ein Stück dorfabwärts im Werk 1 in den Stricksälen umsehen, besteht Werkleiter Jochen Lohs darauf, den modernen Speisesaal zu besichtigen. Das sei ihr Stolz, alles selbst erarbeitet, schließlich ist eine freundliche Umgebung eine nicht zu unterschätzende Produktivkraft. Erst dann legt er uns fertige Erzeugnisse vor: Sommerliches, Sportliches, Festliches... Die künftigen Importeure werden sicherlich in das Urteil der Betrachter auf dem Stollberger Markt einstimmen: Wirklich, schöne Sachen!



● „In der Berufsausbildung geht es darum, die neuen Lehrpläne in hoher Qualität zu erfüllen, lehrplangerechte Produktion zu gewährleisten und den Berufswettbewerb lebendig zu führen." ★

. . . die Fahrkarte nach Leningrad

Die Betriebsberufsschule „W. I. Lenin" aus Thalheim stellte sich auf dem Marktplatz ebenfalls mit einem Exporterzeugnis vor: einem von Lehrlingen montierten Doppelstromumsetzer. Lehrlinge als Export-Produzenten — vielleicht nur für ein Einzelstück? Keinesfalls, die Schule hat sich ein Planziel fürs Jahr gestellt: 1400 Stück, gleich einem Wert von 1,5 Millionen Mark. 90 Prozent der Erzeugnisse gehen in die Sowjetunion, eingesetzt in der Fernschreibtechnik zur Konstanthaltung des Linienstromes bei Entfernungen bis zu 300 Kilometern.

Der Kombinatsbetrieb, der für diesen Exportauftrag die Hauptverantwortung trägt, rechnet fest mit jedem Gerät, das in der Schule gebaut wird. Ein schöner Brocken? Lehrobermeister Mozygemba: „Wir waren zuerst auch etwas ängstlich, den Doppelstromumsetzer als Lehrproduktion zu übernehmen. Obwohl bei dieser Montagearbeit eine Reihe wichtiger Arbeitsgänge trainiert werden können, fragten wir uns, ob wir den Lehrlingen nicht zuviel zumuten? Heute wissen wir, es war richtig. Die Jugendlichen wurden durch die an sie gestellten Aufgaben unwahrscheinlich herausgefordert — im Einsatzwillen, in punkto Qualität und Termintreue, in ihrem Verantwortungsbewußtsein..." Und wie sehen es die Jugendlichen? Zwei angehende Elektronikfacharbeiter, Andrea Groth und Monika Hofer, beide 17, zweites Lehrjahr, antworten auch gemeinsam: „Es macht mehr Spaß, wenn man weiß, daß deine Arbeit dringend gebraucht wird. Man strengt sich noch etwas mehr an. Das Gerät wird überall in der Sowjetunion eingesetzt, und unsere Freunde sollen keinen Grund zum Klagen haben. Mit Export werden wir ja später auch konfrontiert werden. Schon jetzt aber merken wir, wie wichtig dafür eine gute Planung, die prompte Zulieferung und die Qualitätsarbeit jedes einzelnen sind." — Selbsterprobtes volkswirtschaftliches Denken.

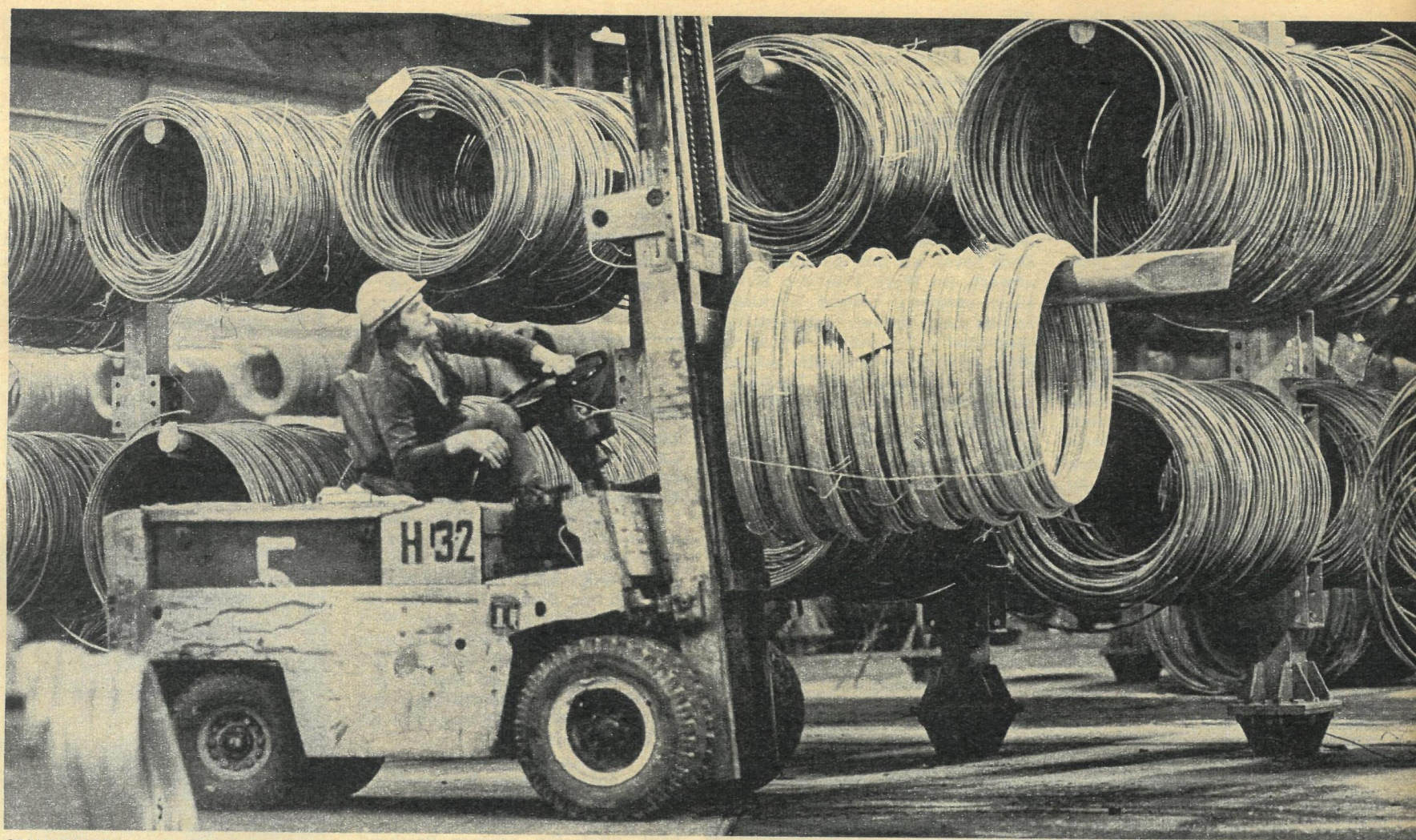
Die Lehrlinge teilen ihre Woche zwischen theoretischem Unterricht und Praxis im Lehrkabinett. Dort werden sie mit den Grundlagen ihres Berufes vertraut gemacht, dort montieren sie auch die Exportgeräte. Sie verarbeiten dabei fertige, zugelieferte Bauteile. Wenn die nicht pünktlich eintreffen oder Qualitätsmängel auftreten, gibt es schnell mal Sorgen mit dem monatlichen Soll. Deshalb saß vor kurzem der FDJ-Kontrollposten zusammen, um dem Direktor eines Thüringer Betriebes einen deftigen Brief zu schreiben. Es ging um Bauelemente, deren Mängel die Qualität ihres Endproduktes gefährdeten. Die Mädchen und Jungen schenken sich aber auch selbst nichts, wer geschludert hat, muß sich vorm Klassenkollektiv verantworten. Im Prüffeld schlägt die Stunde der Wahrheit für jedes Gerät, dort wird seine mechanische und elektrische Funktionstüchtigkeit getestet. Übrigens auch von Lehrlingen. Jeder Facharbeiter in spe muß die Arbeit im Prüffeld kennenlernen und ist in dieser Zeit Kontrolleur der Arbeit der anderen. Das formt die Urteilskraft und den Charakter... Obermeister Mozygemba: „Mit der Montage dieses Gerätes leisten die Jugendlichen echte Facharbeitertätigkeit. Natürlich mit unserer Hilfestellung, dazu sind wir da. Natürlich klappt nicht alles, muß auch mal ein Fehler durch Nacharbeit ausgebügelt werden. Aber auch dann stehen alle

MODELL-PROBE — Die Mustergestalter Annerose Heide (r.) und Dorothea Schreiter sind zufrieden mit den von ihnen entworfenen Pullovern. Nun haben die Export-Kunden das Wort.

ihren Mann. Die Qualität wird unbedingt garantiert."

Leider gelangt das positive Echo der sowjetischen Anwender nur bis zum Betrieb und nicht in die Schule, es wäre ein zusätzlicher Ansporn. Dafür spielt der Freundschaftsvertrag zwischen der BBS und der Leningrader 69. Lehranstalt eine um so größere Rolle im Schulalltag. Seit 1970 gibt es den Erfahrungsaustausch auf allen Ebenen, von der Lehrmethodik bis zur berufspraktischen Ausbildung. Und beide Seiten sind dabei Lehrende und Lernende. In jedem Sommer fahren zehn Lehrlinge und zwei Lehrkräfte für drei Wochen in die Newa-Stadt, während eine Leningrader Gruppe die entgegengesetzte Richtung nimmt. Wer möchte nicht dabei sein? Die Fahrkarte nach Leningrad ist ein angestrebtes Ziel der FDJler im Berufswettbewerb. 10 von 350 Lehrlingen — das verlangt allerdings ein hartes Auswahlprinzip. Ein Kandidat für

Fortsetzung Seite 10



STAHL-HART – Äußerst kostbare Stahlsorten lagern in der großen Ziehhalle des Lugauer Betriebes. Der Schnellarbeitsstahl genügt durch seine spezielle Zusammensetzung

die Fahrt '78 ist Friedrich Scherzer, 2. Lehrjahr der Abiturklasse Elektronik, möchte nach seiner Armeezeit dasselbe Fach oder Maschinenbau studieren – ein vollbärtiger Achtzehnjähriger mit klugen Gedanken: „Ich würde mich riesig freuen, wenn es klappt. Habe schon soviel von Leningrad gehört, möchte mal die Stadt und die Menschen erleben. Und natürlich unsere Partner – was sie außerschulisch machen und was im Unterricht anders als wir. Meine Verpflichtung – bis dahin in Russisch eine Eins." Beim Leningrad-Thalheimer Dialog gehe es allerdings nicht so sehr um die Eins des einzelnen, sondern um den Fortschritt der ganzen Klasse, setzt Friedrich Scherzer hinzu. Darum organisieren sie Lernzirkel, beschäftigen sich im Freundschaftskabinett mit Neuerermethoden, veranstalten Wissenswettbewerbe über das Freundesland, kulturelle Abende und sportliche Vergleiche. Schließlich geht es um die ganze Persönlichkeit junger Sozialisten. Das Ergebnis dieser Erziehung widerspiegelt sich in der Einstellung der Lehrlinge, so zu arbeiten, daß jeder von ihnen montierte Doppelstromumsetzer pünktlich seine Exportpapiere erhält ...

● „In den Betrieben der Zulieferindustrie geht es darum, mit den Gegenplänen die höhere Produktion verfügbarer Endprodukte materiell und vor allem auf dem erforderlichen Qualitätsniveau zu ermöglichen." ★

Besuch aus Königsee

Nach dem „Markttag" geht's in die Stollberger Vogtland-Quelle. Auch heute empfiehlt der Wirt Rouladen mit Klößen. Wie es scheint, eine Spezialität des Hauses. Kein Gedanke daran, daß der Disponent Herbert Fischer aus der Edelstahlzieherei Lugau, der eben noch auf dem Markt Drahtrollen und Stahlstäbe ausstellte, etwas mit diesem lukullischen Finalprodukt zu tun haben könnte. Und doch, seit sich die Technologie der Rouladenfertigung wandelte, praktische rostfreie Rouladenspieße die endlos langen Bindfäden ersetzten, haben die Stahlzieher, so unwahrscheinlich es auch klingen mag, ihren Anteil am Gelingen so manchen Mittagmahls.

Zwar werden in Lugau keine Rouladennadeln produziert, auch keine Spiralbohrer, Ventile, Küchengeräte, Kühlanlagen, Kameras oder Modelleisenbahnen, doch in all diesen und vielen anderen Erzeugnissen, von denen eine beträchtliche Anzahl auch exportiert wird, steckt ihre Arbeit, von ihnen sorgfältig bearbeiteter Edelstahl. Sie sind Zulieferer. Für manchen Betrachter deshalb nur Produzenten am Wege, denn wer schaut schon auf sie?

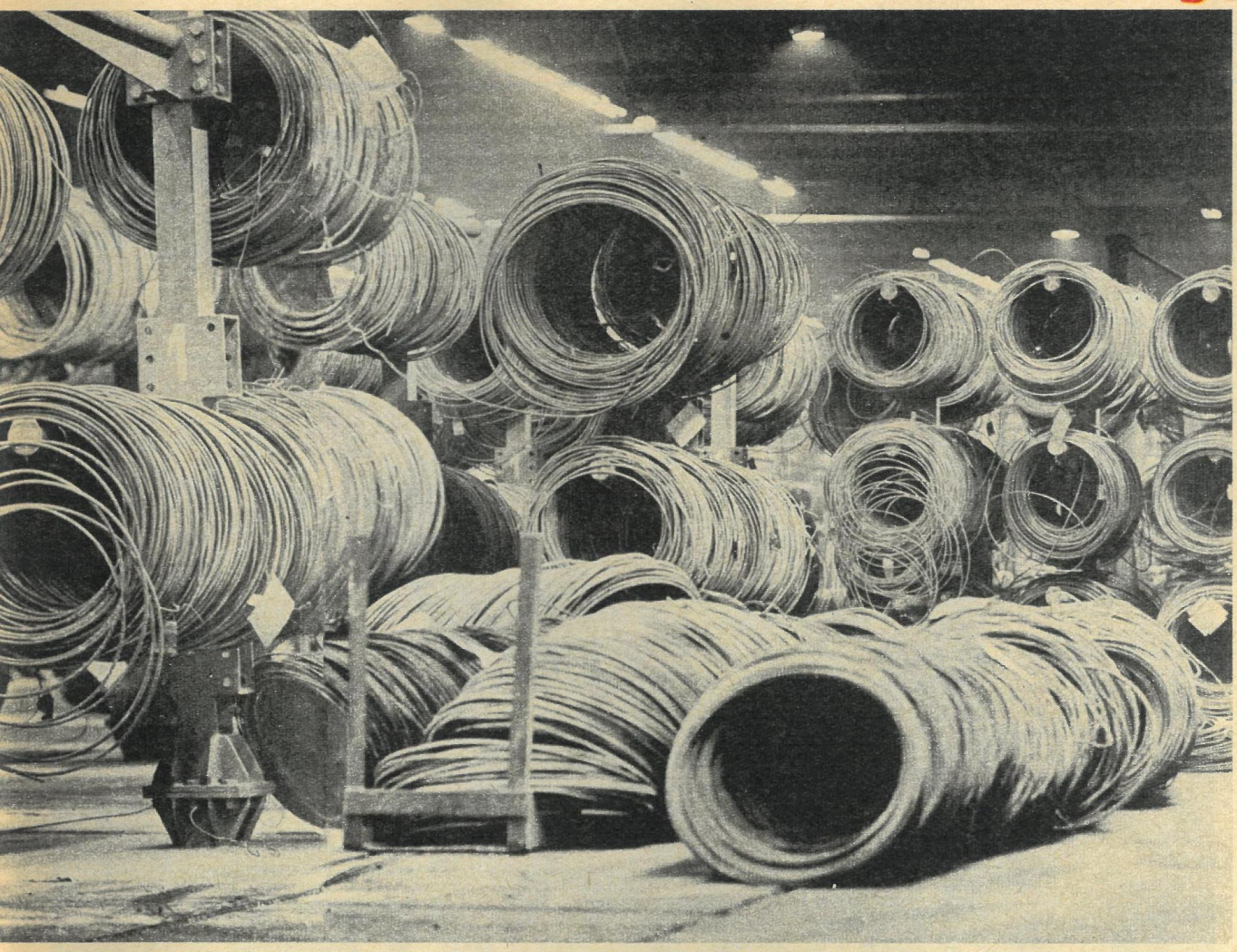
Viele, besonders die Werkzeughersteller. Deshalb meldeten sich vor gut einem dreiviertel Jahr Genossen aus der Werkzeugfabrik im thüringischen Königsee zu Besuch an. Sie kamen, um im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr länger mit ihren Sorgen hinter dem Berg zu halten.

Mit dem Schnellarbeitsstahl gibt's Probleme, klagten sie. Der muß besser werden, denn mit eurer Qualität entscheidet ihr auch über unsere. Und ihr bestimmt mit, ob und zu welchem Preis wir unsere Werkzeuge auf dem Weltmarkt verkaufen können. – Also, laßt euch was einfallen, Genossen!

Da taten sich für manch einen plötzlich Zusammenhänge auf, die er bei der täglichen Arbeit an der Ziehbank oder an der Schleifmaschine schnell aus den Augen verliert. Vielleicht sprach sich gerade deshalb der Besuch aus Thüringen unter den gut tausend Kollegen so schnell herum.

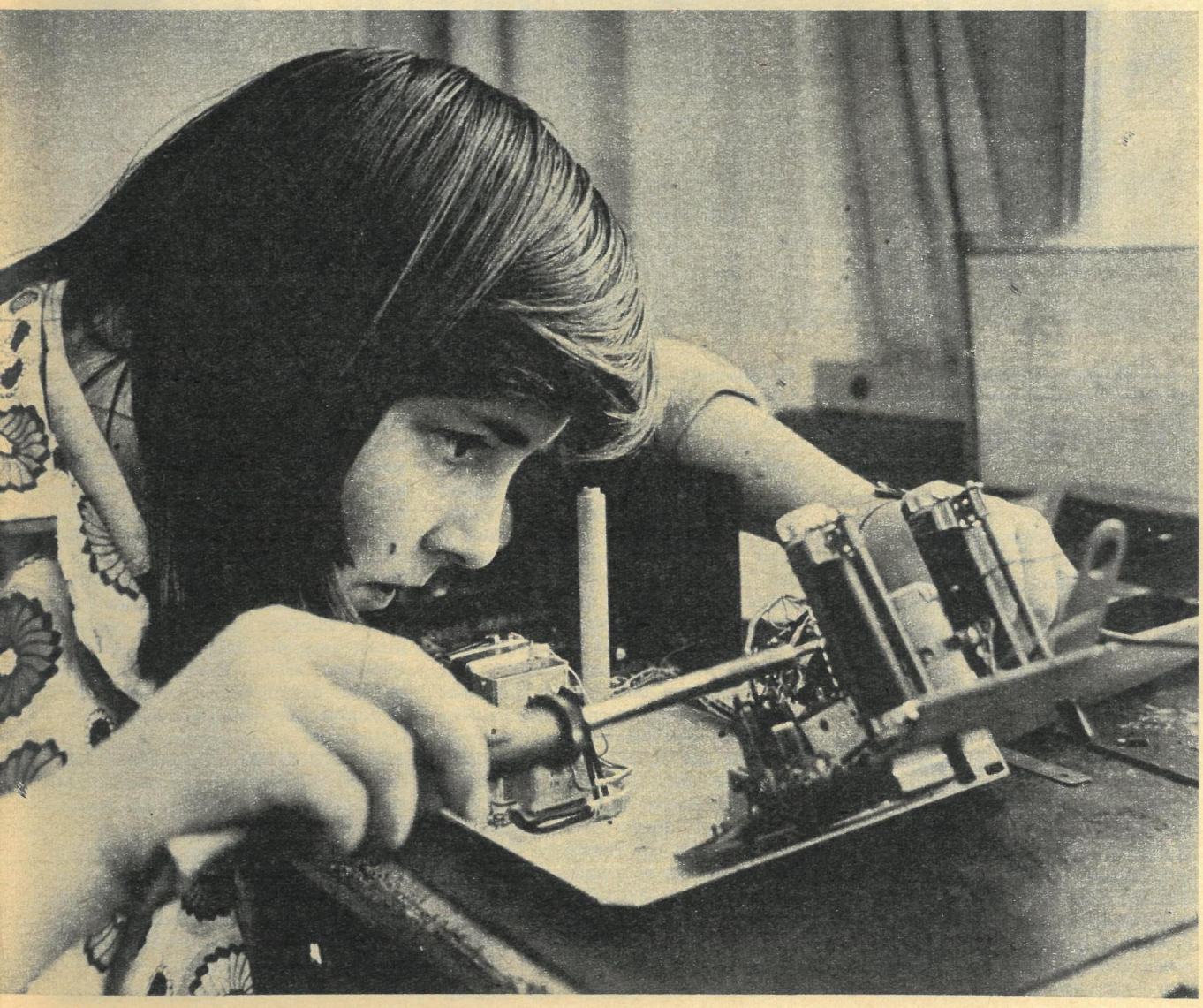
In den Hallen ist Dämmerlicht. Die zweite Schicht beginnt. Wo man hinsieht, Draht, veredelt mit seltenen, meist importierten Metallen wie Chrom, Molybdän, Titan, Nickel, Wolfram ... Diese zu Ringen gebundenen Kostbarkeiten werden von Gabelstaplern aufs Korn genommen und zu den Ziehbänken transportiert. Bernd Schiering, Metallurge für Formgebung und seit über zehn Jahren im Betrieb, legt den x 82, wie der Schnellarbeitsstahl in der Fachsprache heißt, auf die Rolle. Aus dem 6,5 Millimeter starken Stahl kann er mit Maschinenkraft jede verlangte Stärke ziehen, auf Wunsch bis auf einen Millimeter. Das verlangt Präzision, Erfahrung, Meisterschaft. „Früher haben wir so manchen Ausschuß mit der Floskel ‚ein Fehler ist ja menschlich' entschuldigt. Der Besuch der Königseer gab uns zu denken, da ging es doch um größere Beträge! Seitdem kontrollieren wir schon an der Maschine genauer. Außerdem sind wir zur Stammbesetzung übergegangen. Das hat Vorteile, man kennt seine Maschine genauer, pflegt sie gründlicher, denn am nächsten Tag verlangt man ja wieder Leistung von ihr. Von der Nina-Nasarowa-Methode haben Sie doch schon gehört? Ja, die persönliche Maschinenpflege spielt bei uns eine große Rolle. Ebenso unsere ‚Notizen zur Technologie'. Wir notieren da sämtliche Abweichungen vom normalen technologischen Ablauf, die wir dann mit der Forschung regelmäßig auswerten. Gemeinsam ziehen wir Schlußfolgerungen für einen besseren Produktionsfluß. Diese Idee wurde übrigens bei den Beratungen über unser Wettbewerbsprogramm zum 30. Jahrestag der Republik geboren." – Wenn diese Notizen exakt geführt werden, so sind wir nunmehr bei den Stahlziehern als „technologische Störenfriede" notiert.

Deshalb sehen wir uns, dem Produktionsablauf folgend, noch bei den Schleifern um. Sie machen den gezogenen Stahl blank, schneiden ihn auf Länge. Herbert Fischer kennt den Betrieb seit 1946. „Da stand noch die alte Zieherei", erinnert er sich. „Kein Vergleich zu den heutigen modernen Anlagen. Ein Jahr später erhielten wir den ersten Auftrag aus der Sowjetunion. Ich vergesse nicht, wie wir bei der Maschinenabnahme, es ging wohl um eine Fräsmaschine, fieberten." Genau dreißig Jahre danach reiste er das erstemal in dieses Land mit dem Freundschaftszug der DDR-Metallurgen – als Auszeichnung. Wenn man zurücksieht, erscheint die Gegenwart immer größer. Scheinbare Kleinigkeiten, Alltagssorgen von damals ordnen sich ein in den geschichtlichen Prozeß vom Werden unserer Republik. Die erste Schleifmaschine beispielsweise, die die Lugauer aus den Trümmern bargen, aufpolierten, ihr den nötigen Schliff gaben und damit arbeiteten, oder die Erpressungsversuche ... „Die BRD lieferte damals den Schnellarbeitsstahl. Das heißt, mal lieferte sie, mal lieferte sie nicht. Dann hatten wir keine Arbeit in der Zieherei, gingen dafür Kartof-



erhöhten Anforderungen an Festigkeit und Elastizität. Aus diesen begehrten Zulieferungen entstehen in der Werkzeugfabrik Königsee Spiralbohrer hoher Qualität.

KONZENTRATIONS-PHASE – Keine Basteleien, sondern gefragte Exportgüter aus dem Lehrkabinett, unterstützt durch Vermittlung solider theoretischer Kenntnisse: so bereiten sich die 35 Lehrlinge der BBS „W. I. Lenin" auf ihren Facharbeiterstart vor.



FW 6/78

feln roden, um nicht nutzlos zu sein. Das kann man nicht vergessen. Deshalb klopften wir beim sowjetischen Bruder an. Er half, so gut er konnte, damit die Arbeit bei uns weiterging. Später lernten wir von den sowjetischen Fachleuten, in Freital diese gefragte Stahlsorte selbst zu produzieren."

Das Aufeinanderverlassen ist entscheidend, wenn man gemeinsam hohe Ziele anstrebt. Deshalb tun die Lugauer alles, um bei den Königseern nicht wieder in der Kreide zu stehen. Die Parteiorganisation hat besonders ein Auge darauf. Herbert Fischer zeigt uns ein Päckchen mit den begehrten Spiralbohrern, die aus dem in Lugau gezogenen Schnellarbeitsstahl hergestellt und in 25 Länder exportiert werden.

Vor Jahren waren die Lugauer in Königsee, haben sich angesehen, was da aus ihrer Arbeit wird. „Jetzt wenden die Königseer ja das Querwalzen an", meint Herbert Fischer und demonstriert uns das hochproduktive Verfahren, bei dem es keinen Abfall mehr gibt. „Es ist schon gut, wenn man sich öfter begegnet, wenn die Kollegen dort für uns nicht anonym sind und man sich gegenseitig aufeinander verlassen kann." Das schönste Lob jedoch, wenn man ihnen bestätigt: „Ihr Lugauer seid auf Draht!" – was man übrigens von allen Stollbergern sagen kann, die wir kennenlernten.

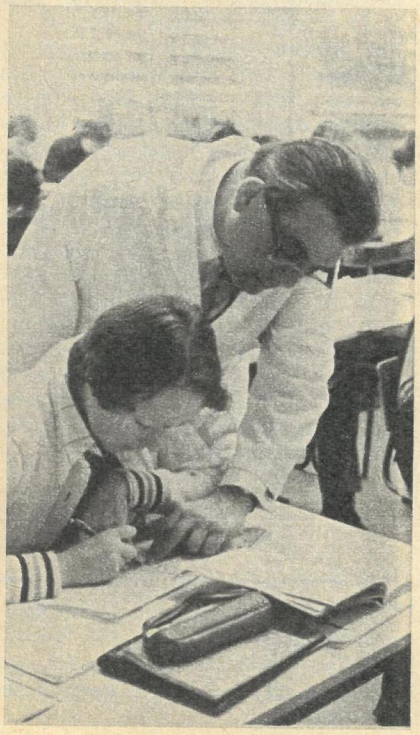
---

* Die Zitate entnahmen wir dem Referat des Generalsekretärs des Zentralkomitees der SED, Erich Honecker, auf der Beratung mit den 1. Sekretären der Kreisleitungen.

Partner-Look ▸

Die Ukraine in Leipzig

Leipziger Frühjahrsmesse: Eine Pressekonferenz im sowjetischen Pavillon und nur wenige Journalisten im großen Publikum. Dafür Arbeiter, Ingenieure, Vertreter der Jugendorganisation, Mitarbeiter des Rates der Stadt, auch der 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung, Horst Schumann, war gekommen. Der Grund: Leipzig und Kiew sind Partnerstädte. Fast einhundert Betriebe, Schulen und Institutionen des Bezirks Leipzig haben feste Verbindungen zu Freunden in der Ukraine. Rund 2000 Kilometer liegen zwischen Leipzig und Kiew, wer wollte da nicht die Gelegenheit nutzen, ukrainische Folklore, Bücher, Porzellan, elektronische Datenverarbeitungsmaschinen und andere Produkte fleißiger Arbeit selbst in Augenschein zu nehmen — getreu dem ukrainischen Sprichwort vom „Einmal sehen ist besser als zehnmal hören". Eingedenk der Größe der Ukrainischen Sowjetrepublik, die sich von den Karpaten bis zu den Donsteppen, von den Wäldern des Polessje bis zum Schwarzen und Asowschen Meer erstreckt, eingedenk der fast 50 Millionen Menschen, die dort leben, konnten die Messeexponate natürlich nur Andeutungen sein. Andeutung dafür, daß jeder vierte Traktor, überhaupt jede Rüben- und Maisvollerntemaschine, fast die Hälfte der Metallurgieausrüstungen, ein Drittel der Automatisierungsmittel, die in der UdSSR erzeugt werden, aus der Ukraine kommen. Fast zweimal soviel Stahl wie Frankreich erzeugt heute die Ukraine.
Unser Schnappschuß von der kleinen Messemodenschau aus Lwow inspirierte uns zum Wort vom „Partnerlook". Neben vielen volkswirtschaftlichen Gemeinsamkeiten gibt es wohl auch die: „In der Ukraine — und in Sachsen — wo die hübschen Mädchen wachsen . . ." *A. Oelschlegel*



◂ Sorbische Geschichte

Ein unvollendeter Brief

In Bautzen erschien vor drei Jahren das Buch „Ein unvollendeter Brief nach Bautzen" des sowjetischen Journalisten Alexej Grigorjew, in dem er schrieb: „. . . meine Vorstellung von einem kleinen Volk mit einem unauslöschlichen Charakteristikum, von einem Volk, das trotz jahrhundertelanger Sklaverei zu überleben verstand, das . . . seine Lieder bewahrte, die Spitzengeweben gleichen, und seine Spitzen, die seinen Liedern ähnlich sind, das schon in der Epoche Peters I. Verbindung zu Rußland und seiner Kultur aufnahm, ein Volk, das bemerkenswerte Schriftsteller und Revolutionäre hervorbrachte und das in der heutigen Deutschen Demokratischen Republik einen gewichtigen Beitrag beim Aufbau einer entwickelten sozialistischen Gesellschaft auf deutschem Boden leistet."
Das sind Details, die einige Punkte der sorbischen Geschichte unverwechselbar charakterisieren.
23. März 1978 — 30 Jahre „Gesetz zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung". Ein Festtag. Und wieder sind meine Gedanken bei Grigorjew, der hinter dem Schlußsatz seines Buches keinen Punkt setzte. 23. März 1978 — ein Tag der Bilanz. Und so schreibe ich Grigorjews Schlußsatz weiter: Mit den Maitagen des Jahres 1945 war die soziale und nationale Unterdrükkung des sorbischen Volkes beseitigt. Mit der am 23. März 1948 erfolgten Annahme des „Gesetzes zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung" durch den Sächsischen Landtag war die rechtliche Stellung der sorbischen nationalen Minderheit und Maßnahmen zu ihrer staatlichen Förderung kodifiziert worden. Oder: Die Sorben fanden ihr wahres Vaterland in der DDR.

Hunderte von Zahlen und Fakten liegen als Beweis vor. Verwirklichtes Menschenrecht auch durch den Artikel 40 der Verfassung der DDR vom Jahre 1968: „Bürger der Deutschen Demokratischen Republik sorbischer Nationalität haben das Recht zur Pflege ihrer Muttersprache und Kultur. Die Ausübung dieses Rechts wird vom Staat gefördert."
Ein Beispiel: Jungen Sorben stehen nicht nur alle Hochschulen der DDR offen, sondern die DDR gewährt ihnen auch die Möglichkeit, sich im Rahmen eines Hochschulstudiums mit der Sorabistik zu befassen. Seit 27 Jahren besteht an der Karl-Marx-Universität in Leipzig das Institut für Sorabistik. In den vergangenen Jahren absolvierten mehr als 80 sorbische Jugendliche das Studium an diesem Institut . . .
Ein Zeugnis von vielen, sehr vielen (Foto links): Unterricht an der Sorbischen Erweiterten Oberschule in Cottbus). Und deshalb konnte ich wie Alexej Grigorjew keinen Punkt hinter dem Beispiel setzen.

Benno Roetschke

▼ Denk-Sport ▶

Schachprinzessin aus Tbilissi

Im georgischen Fernsehen gibt es ein sogenanntes Telejournal, „Samariné" genannt. So hieß eine mittelalterliche Stätte im heutigen Tbilissi, wo man leidenschaftlich, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, dem Schach huldigte. Zu jener Zeit herrschte der Brauch, der Braut ein komplettes Schachspiel in die Ehe mitzugeben. Und so erwerben die Töchter Georgiens von Generation zu Generation, was sie von ihren Müttern ererbt haben.
Die bekannteste und populärste Tochter ist zur Zeit Maja Tschiburdanidse (Foto unten), Oberschülerin der Schule Nr. 1 in Tbilissi; ein Mädchen, von dem die Schachwelt spricht. Maja ist fürwahr ein Phänomen. Mit 12 spielte sie schon auf Erwachsenenebene, wurde mit 13 Internationale Meisterin, bezwang Jungen und Männer. Als zum Beispiel die Männer um die Meisterschaft des Schachpalastes spielten, siegte sie als einzige weibliche Teilnehmerin. Mit 15 und 16 debütierte sie beim Interzonen- und Kandidatinnenturnier, wurde Großmeisterin, Landesmeisterin und ist nun — mit 17 — berechtigt, ihre Landsmännin und quasi Nachbarin, Weltmeisterin Nona Gaprindaschwili, zum Titelkampf herauszufordern. Das geschieht noch 1978.

Nie zuvor kannte die Schachwelt eine so junge WM-Anwärterin, weder bei den Frauen, wo Gaprindaschwili 1962 mit 21 Jahren den Thron bestieg, noch bei den Männern, wo Tal im gleichen Alter nach der Krone griff. Maja Tschiburdanidse aber ist erst 17. Alle ihre Erfolge haben Einmaligkeitswert. Eduard Gufeld, ihr Trainer (Foto rechts), sagte, Majas Schachkönnen wachse nicht in Stunden, sondern in Minuten. Wahrscheinlich hat sie keine dieser Minuten vergeudet. Liebe zum

Schach und enormer Arbeitsfleiß, multipliziert mit außergewöhnlicher Begabung, ließen die Schülerin binnen kurzem einen Weg zurücklegen, zu dem andere Jahre benötigen.
Doch trotz aller Erfolge glaubten nur wenige daran, daß sie, die Debütantin und Jüngste im Kandidatenturnier, die Vizeweltmeisterin Nana Alexandria, ebenfalls aus Tbilissi, bezwingen könnte. Maja schaffte es. Und als sie nach dem schwer erkämpften Sieg über eine andere junge Debütantin, die 20jährige Krasnojarsker Studentin Jelena Achmylowskaja, im fernen Bad Kissingen gar gegen die hochfavorisierte dreifache Vizeweltmeisterin Alla Kushnir-Stein (Israel), die Bezwingerin von Lewitina und Fatalibekowa, anzutreten hatte, trauten ihr wiederum nur wenige zu, die schier unlösbare Aufgabe zu meistern. Maja Tschiburdanidse schaffte es abermals, sie selbst ist nun schon „Vize"! Es bleibt nun „nur" noch der letzte Schritt, der allerschwerste in der reizvollen Begegnung: Schachprinzessin — Schachkönigin. *Heinz Machatscheck*

▲ Hans Rodenberg: 1895-1978

Kulturpolitiker von Rang

Seit 1948, mehr als ein Vierteljahrhundert lang, gehörte er dem Zentralvorstand unserer Freundschaftsgesellschaft an. Und immer, wenn ich ihn bei Arbeitsberatungen oder festlichen Höhepunkten im Leben unserer Millionenorganisation sah, nötigten mir sein bescheidenes Auftreten, sein wacher Verstand und seine optimistische Grundhaltung Respekt ab — Ausdruck der Lebensauffassung eines Mannes, der ein sozialistischer Kulturpolitiker von Rang war. Bleibend sind seine Verdienste um die Entwicklung des Theater- und Filmwesens in unserer Republik. Wohin ihn unsere Partei, deren Zentralkomitee er seit 1954 angehörte, auch stellte — Genosse Rodenberg handelte als Kommunist, mit Verantwortungsbewußtsein, Schöpferkraft und Leidenschaft. Und die Freundschaft zum Sowjetland gehörte für ihn stets dazu. Seit 1932 war er im sowjetischen Filmwesen tätig, nahm als Schriftsteller und Mitarbeiter der Literaturzeitschrift „Das Wort" sowie der deutschen Redaktion des Moskauer Rundfunks (unser Foto) aktiv am antifaschistischen Widerstandskampf teil. Zu den für ihn wertvollsten Auszeichnungen gehörte die Medaille „Für hervorragende Arbeit im Großen Vaterländischen Krieg". Nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion wurde die demokratische Erneuerung und sozialistische Entwicklung des Kulturlebens im ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden zur ersten seiner Pflichten. Ob als Begründer und Intendant des Berliner Theaters der Freundschaft, ob als Hauptdirektor des DEFA-Studios für Spielfilme, als Professor und Dekan an der Filmhochschule, als Stellvertreter des Ministers für Kultur, als Mitglied des Staatsrates der DDR — überall leistete Hans Rodenberg ganze Arbeit. Und alle, die ihn kannten und schätzten ob seiner Menschlichkeit, werden ihn nicht vergessen.

Horst Goldschmidt

Gemeinsame Forschung: **Die Akademien der Wissenschaften der DDR und der UdSSR blicken auf zwanzig Jahre vertraglich geregelte Zusammen-**

◀ **Handbemaltes**

Für Küche und Stuben

Auch bei uns sehr begehrt ist das Geschirr mit dem traditionellen leuchtenden Blumenmuster aus unserem Nachbarland Polen. Diese handbemalten Leuchter, Dosen, Teller, Schüsseln ... aus Steingut kommen aus Koło in Westpolen. Um die ständig steigende Nachfrage der Käufer im In- und Ausland besser befriedigen zu können, wurde das Herstellerwerk des beliebten Gebrauchsgeschirrs, das zugleich in jede Küche farbige Folkloretupfer bringt, kürzlich modernisiert.

▼ **Hirten-Winter**

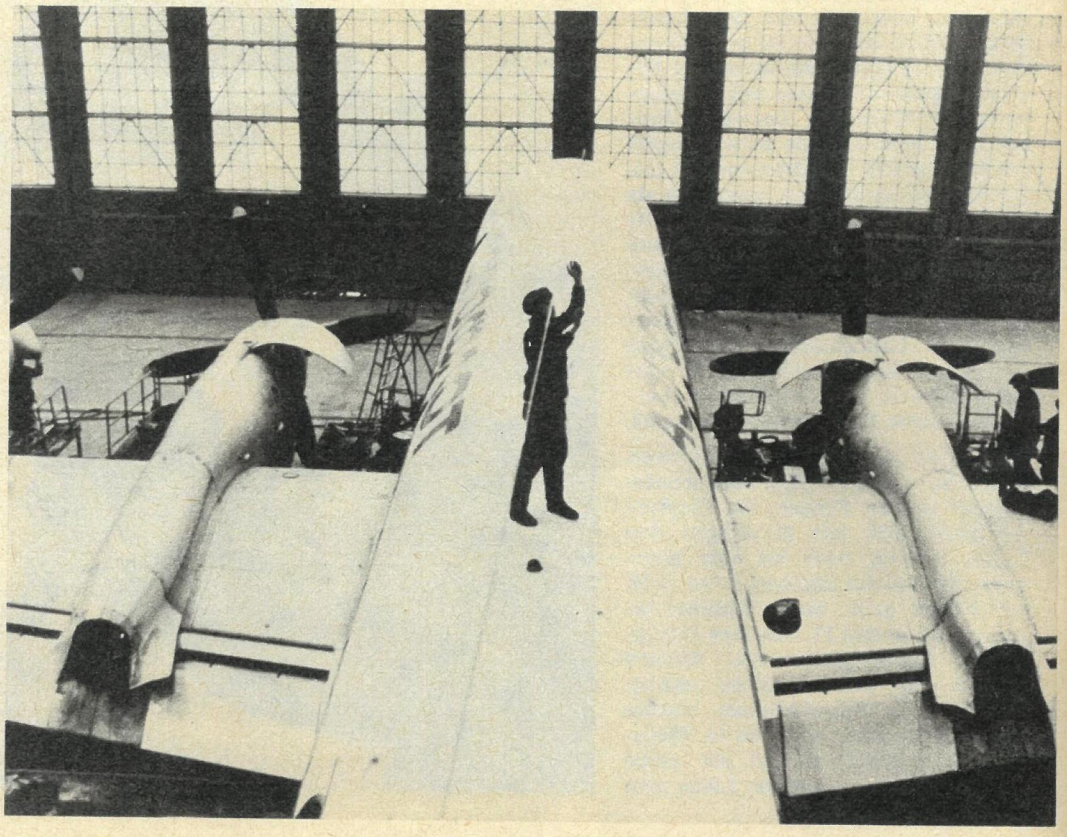
Haus auf dem Pferd

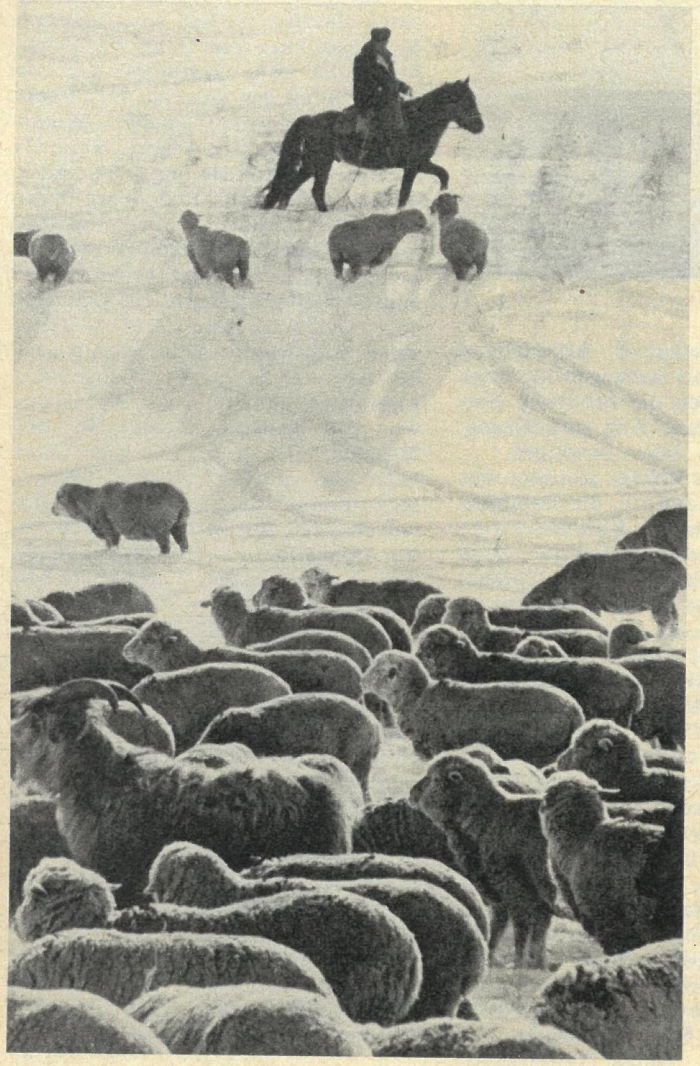
Der Schnee liegt am Schwarzen Irtysch in Ostkasachstan nicht selten zwei Meter hoch. Trotzdem ist der Hirte draußen, trägt sein Haus, die Jurte, stets bei sich in verschnürten Bündeln auf dem Rücken der Pferde. Wenn die Futtervorräte knapp werden, folgen den Herden Planierraupen, die jeden Halm freilegen. Und Hunderte Lastkraftwagen bringen Heu und anderes Futter.

Flugpause ▶

Vom „Scheitel bis zur Sohle"

Von innen und außen generalüberholt werden Aeroflot-Maschinen in der Hauptmontagehalle der Spezialwerft von Bykowo bei Moskau. Flugzeuge und Hubschrauber verschiedener Typen erhalten hier durch erfahrene Spezialisten eine gründliche „Verjüngungskur". Jede Maschine muß nach einer streng eingehaltenen Zahl von Flugstunden diese Prozedur durchlaufen.

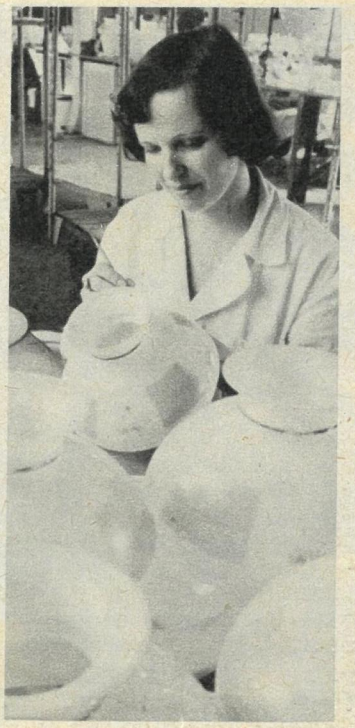




Dekoratives ▶

Blümchen von Jana ...

sind das I-Tüpfelchen für den Lampenschirm. Er stammt aus der jüngsten Kollektion des größten tschechoslowakischen Unternehmens für Beleuchtungskörper Osvětlaci Sklo in Nordböhmen. Alljährlich kommt das Werk mit 80 neuen Mustern für Hänge-, Tisch- und Stehlampen auf den Binnen- und Exportmarkt. Seine Erzeugnisse gehen an Abnehmer in 60 Ländern. Größter Kunde unter den sozialistischen Staaten ist die Sowjetunion, wo allein im zehnten Fünfjahrplan jährlich mehr als 10 Millionen Menschen ihre Wohnverhältnisse verbessern und wo die elektrischen Tischlampen mit Blumendekors aus Valašské Meziříči besonders beliebt sind.



Kurz berichtet

THEATER-HISTORIE

Die Herausgabe einer „Kleinen Weltgeschichte des Theaters" plant der Moskauer Verlag Iskustwo gemeinsam mit dem Henschelverlag Berlin. Die ersten zwei der insgesamt zehn Bände umfassenden populärwissenschaftlichen Theatergeschichte erscheinen 1980.

WILLKOMMEN, DOKTOR!

Über 1200 kubanische Ärzte, Krankenschwestern und anderes medizinisches Personal helfen gegenwärtig in 18 Ländern Lateinamerikas, Asiens und Afrikas – darunter in Jamaika, Vietnam, Äthiopien, Angola und Tansania – bei der Entwicklung des Gesundheitswesens. Rund 100 Stu-

arbeit zurück. In dieser Zeit stieg die Zahl der gemeinsamen Forschungsthemen von anfangs 29 auf über 260 heute.

◀ Hasen überall

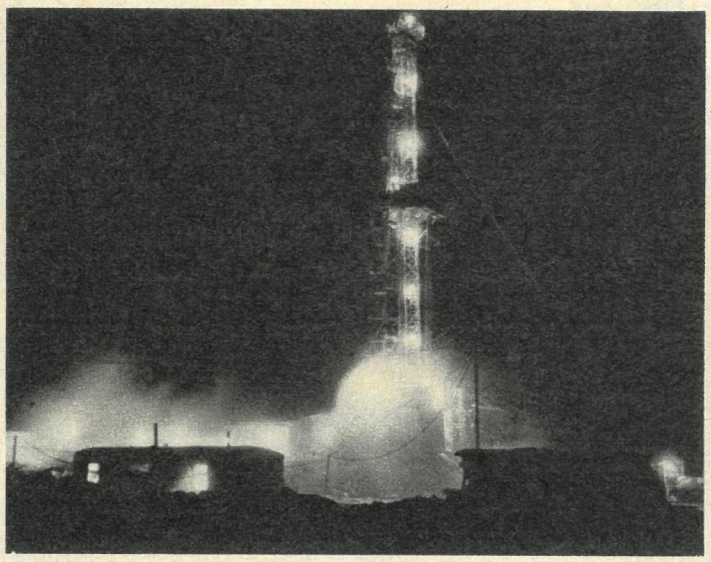
Es ist wieder soweit

Bunt und lecker hocken sie fertig zum Versand auf dem Fließband der Verpackungsabteilung. Schließlich warten ja nicht nur die ungarischen Kinder auf den Osterhasen. Diese sind aus Schokolade. Außen herum farbenfroh, verlassen sie zur Zeit in ganzen Heerscharen das Zweigwerk der nordungarischen Schokoladenfabrik Szerencs in Diósgyör. Aus dem kleinen Städtchen gehen sie zusammen mit anderen Leckereien für das Osterfest auf die Reise in acht Länder.

▲ Bald Premiere ▶

„Sibiriade"

So heißt ein vierteiliges Filmepos über Sibirien, das demnächst in der UdSSR uraufgeführt wird. Am Beispiel von drei Generationen aus zwei Familien eines sibirischen Dorfes erzählt es von Ereignissen der letzten 100 Jahre. Drehbuchautor ist Leninpreisträger Valentin Jeschow, bekannt als Autor von mehr als 20 zum Teil preisgekrönten Spielfilmen. Gedreht wurde in Westsibirien — vor allem in Tjumen (Foto rechts) — und bei Moskau.



▲ Solidarität

Im Kinder-Camp

Zwischen 6 und 14 Jahren sind die Kinder, die in diesem Lager der ZAPU, der Afrikanischen Volksunion von Simbabwe, betreut werden. Die meisten von ihnen sind Waisen. Ihre Eltern kamen bei Überfällen rhodesischer Rassisten auf ihre Heimatdörfer ums Leben. Die Hilfe der sozialistischen Länder ermöglicht ihnen auch einen regelmäßigen Schulunterricht. Aus der DDR kamen Lehrbücher und Schreibhefte, dazu Medikamente, Kleidung, Zelte und Lebensmittel.

denten aus Entwicklungsländern beendeten im vergangenen Jahr ein Medizinstudium in Kuba.

ERDBEBEN IM ARCHIV

Kein Tag vergeht ohne daß im Archiv des Zentralen Seismologischen Observatoriums der UdSSR in Obninsk bei Kaluga ein Erdbeben registriert wird. „Manchmal empfangen wir einige im Laufe von vierundzwanzig Stunden", berichtete kürzlich Direktor Starowoit vor Journalisten. „Das Jahr 1976 war ein ‚Rekordjahr', annähernd zweitausend Beben sind registriert worden, darunter 162 starke."

BRUNNEN-RÄTSEL

Das Geheimnis eines uralten Brunnens in Nordbulgarien ist noch ungelöst. Bei anhaltender Trockenheit läuft er über — ein bis zwei Monate lang. Bei Regenwetter dagegen oder während der Schneeschmelze ist der Brunnen trokken. Man vermutet, daß diese Ebbe und Flut auf dem Prinzip miteinander verbundener Gefäße mit einem unterirdischen Wasserspeicher beruht. Eine Verbindung zur nahe gelegenen Donau gibt es nicht, denn auch im Frühling, wenn der Fluß Hochwasser führt, ist der Brunnen leer.

Redaktion: I. Stritzke, B. Schablinski; Fotos: CAF, Budnewitsch, ZB/TASS, CTK, MTI, Samoilow (2), ZB/Reepschläger, Phung Trieu, FW-Archiv, Saakow (2), ZB/Großmann, Hohlfeld

Im Objektiv ▶

Begehrter Mais aus Chi Linh

Zweihunderttausend Hektar wurden 1977 in den Nordprovinzen Vietnams mit Wintersaaten bestellt. Dazu gehören 160 000 Hektar Kartoffeln, Süßkartoffeln und Mais, von denen mehr als eine Million Tonnen geerntet wurden. Zu diesem wichtigen Schritt für die Verbesserung der Lebensmittelversorgung trug auch das Staatsgut Chi Linh (unser Foto) bei. Der Ministerrat Vietnams faßte in letzter Zeit grundlegende Beschlüsse zur weiteren Entwicklung der Landwirtschaft, so unter anderem, die Anbauflächen sowohl für Reis als auch für Trockenkulturen zu vergrößern und Arbeitskräfte vorrangig in der Land- und Forstwirtschaft einzusetzen.

Unvergessen wirken sie weiter

Die Fahnen waren an diesem Tag auf halbmast gesetzt. Unsere Republik nahm Abschied von Werner Lamberz, Paul Markowski, Dr. Armin Ernst und Hans-Joachim Spremberg. Durch ein tragisches Unglück wurden die vier verdienten Kommunisten, bewährte Kampfgefährten unserer Tage, jäh aus unserer Mitte gerissen. In einem bewegenden Trauerakt im Hause des Zentralkomitees der SED, bei dem ihr Leben und Werk gewürdigt wurden, sagte Kurt Hager allen Genossen und Freunden: „Ihre Taten und Leistungen sind untilgbar. Sie werden unvergessen bleiben. Und sie werden weiterwirken in den Kämpfen, die vor uns liegen."

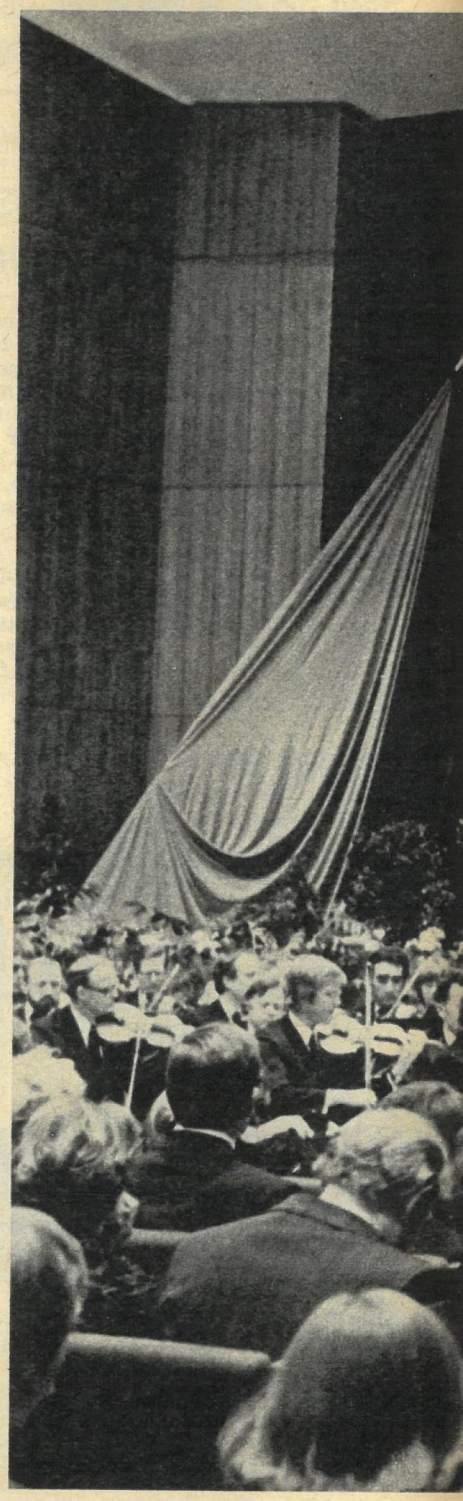
Welche weiten Horizonte kommunistischer Daseinsform sich künftige Geschlechter auch erschließen werden, welche Gipfel der Vervollkommnung gesellschaftlichen Zusammenlebens sie erreichen mögen, gewiß ist, daß dieses unser Jahrhundert fortleben wird bis in fernste Fernen als die Zeit des großen Aufbruchs, als die Erneuerung, zu der alles Vorleben hingeströmt war, als die eigentliche Schöpfung der menschlichen Welt, als die Menschenwelt. Und am Anfang war die Tat des Oktober. Die Bresche, die sie schlug, muß niemand mehr schlagen. Was sie allein zu leisten hatte, braucht niemand mehr allein tun. Wir, die Kommunisten überall, der menschliche Fortschritt, alles, was vorwärts will, wir stehen hoch in der heutigen Welt und sehen weit, weil wir nun schon auf den Schultern von zwei Oktober-Generationen stehen.

Werner Lamberz auf der Festveranstaltung zum 59. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in Berlin

Die Erfahrungen unserer Partei und unseres Staates besagen: Der gemeinsamen Sache des Kampfes für die Interessen unseres Volkes dienen wir am besten, je enger wir mit der KPdSU und der Sowjetunion verbunden und verbündet sind.

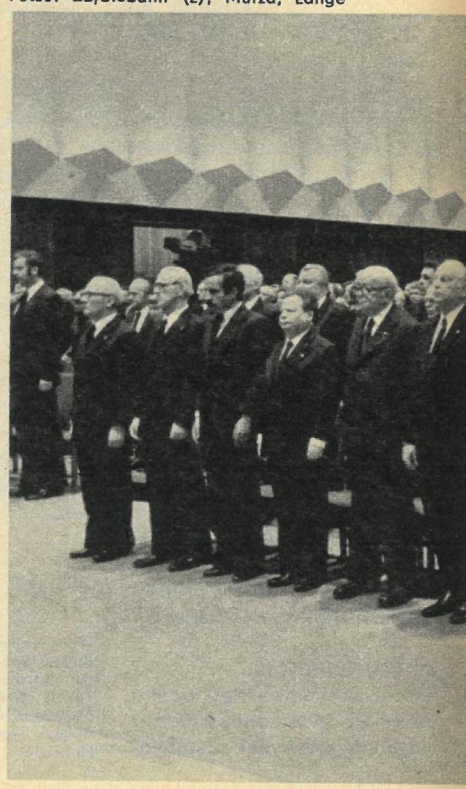
Wir werden alle Kräfte einsetzen, um unsere Republik noch enger mit der Sowjetunion zu verbinden, sie noch fester in die sozialistische Gemeinschaft zu integrieren. Wir tun das in der festen Überzeugung, daß sich die Einheit der sozialistischen Staatengemeinschaft, die Geschlossenheit aller revolutionären Kräfte vor allem und in erster Linie im noch engeren Zusammenschluß um die Sowjetunion und um die KPdSU verwirklichen. Je fester diese Einheit ist, um so schneller und erfolgreicher werden wir unsere Aufgaben beim Aufbau des Sozialismus und im Kampf gegen den Imperialismus erfüllen können.

Paul Markowski vor dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft



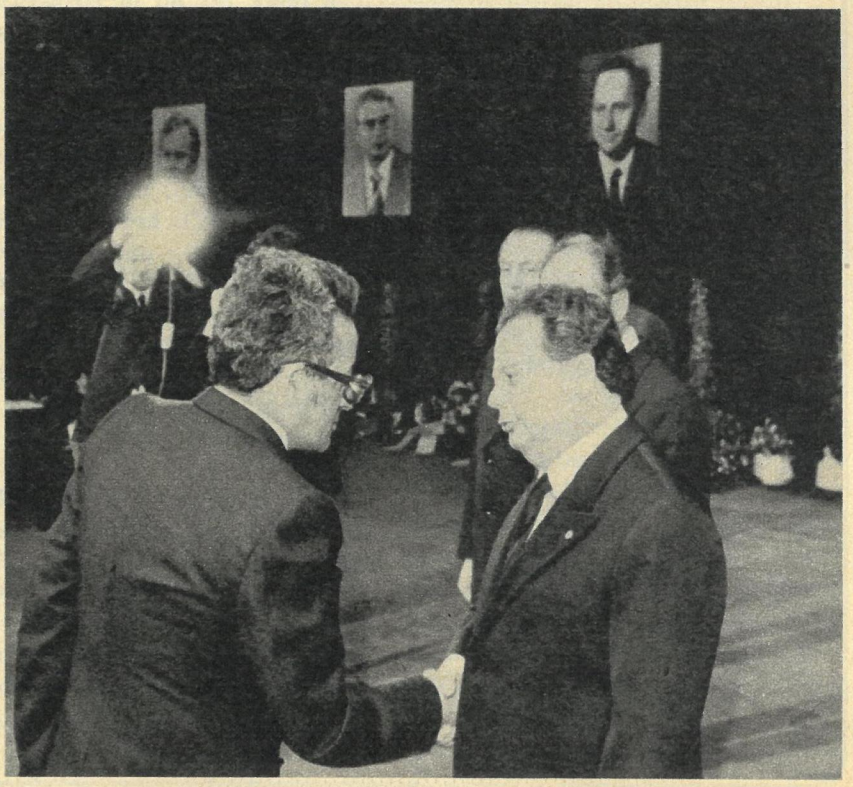
Fotos: ZB/Siebahn (2), Murza, Lange

Urnenbeisetzung von Werner Lamberz und Paul Markowski im Ehrenhain der Gedenkstätte der Sozialisten



Ehrung der teuren Toten beim Staatstrauerakt im Hause des Zentralkomitees der SED

Bewegender Abschied von den Kampfgefährten



Kondolenz des Diplomatischen Korps

AUSGEZEICHNET

**mit dem „Orden der Völkerfreundschaft“:
Anton Feiner, Jahrgang 1934,
Produktionsdirektor im
Petrolchemischen Kombinat Schwedt**

Die Karriere

Verheiratet? Ja. Kinder? Zwei. Vater? Arbeiter, später Meister. Geburtsjahr? 1934. Geburtsort? Da stockt der Ausgefragte für einen Atemzug und quittiert die Frage mit einem Lächeln, in dem sich Belustigung und Geringschätzung und eine Spur von Ich-kann-ja-schließlich-nichts-dafür mischen. Den Namen muß er buchstabieren: R-ä-n-k-a-m. Ränkam? Ach, so ein Nest, irgendwo in Bayern.

Für Sekunden taucht zwischen Fragendem und Befragtem eine Vision auf: Wenn er nun da in diesem Ränkam hängengeblieben wäre ... Was wäre aus dem Feiner-Toni, dem Arbeiterjungen, geworden? Vielleicht ein braver Biertrinker und Steuerzahler, dessen Welthorizont am Münchner Hofbräuhaus endet? Das Milieu tut bekanntlich das Seine. Vielleicht ein strammer Wähler des Franz Josef Strauß? Vielleicht neuerdings ein Arbeitsloser, schimpfend auf die droben in Bonn, weil's auch '78 wieder nichts wird mit der Vollbeschäftigung ... Zu seinem und unserem Glück verschlug es ihn schon auf Kindesbeinen an der Hand der Eltern ins mitteldeutsche Braunkohlenrevier um Borna, nach Deutzen. Man hört's noch heute, obwohl er nun schon siebzehn Jahre ansässig ist an der Oder. Daran ist das Erdöl schuld.

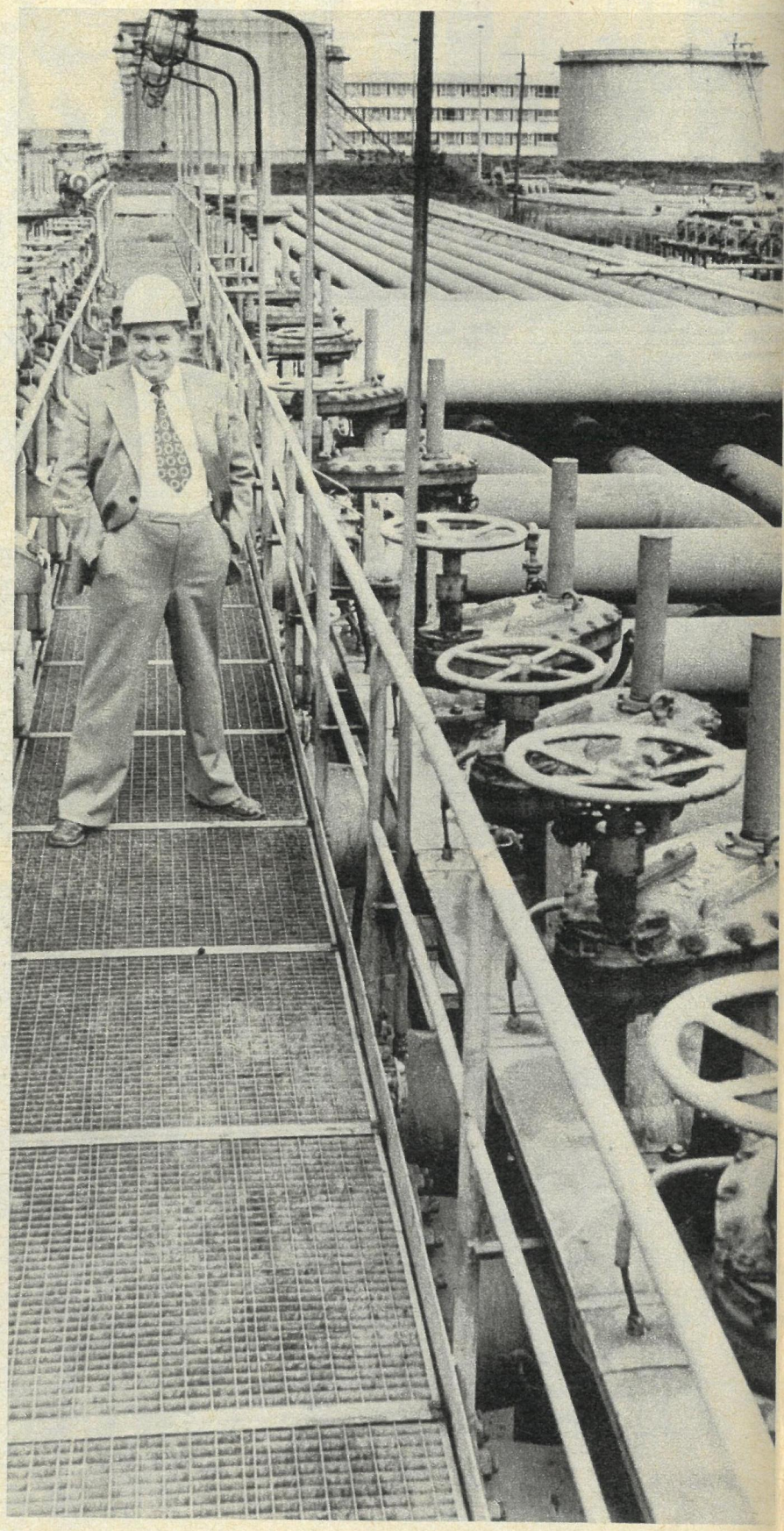
Auch vorher schon war der junge Arbeiter dabei, seinen Weg zu machen: wurde Schlosser, dann Fachzeichner, dann Student an der Ingenieurschule in Zwickau, schließlich Konstruktionsingenieur im Ingenieurtechnischen Zentralbüro Böhlen. Da war er gerade zweiundzwanzig Jahre alt. Dann kam das Öl. Die Parteileitung führte ein ernstes Gespräch mit dem Genossen Feiner, und der ließ Böhlen, Borna, Deutzen hinter sich, um in Kuibyschew an der Wolga zu lernen, wie man ein Erdölkombinat auf die Beine stellt und wie man überhaupt mit Öl umgeht.

Abmeldung zum Bier

Auf dem Schrank in seinem Büro steht eine leicht verstaubte Flasche von der Art, wie man sie in Apotheken findet, gefüllt mit einer dicken Flüssigkeit: ein Souvenir, eine kleine Extraabfüllung vom ersten, allerersten sowjetischen Erdöl, das im Dezember 1963 in die Tanks von Schwedt floß. So lange ist das nun auch schon wieder her, und aus dem Betriebsingenieur Feiner ist in diesen vierzehn Jahren ein wichtiger Mann geworden, der nicht einfach in die Pilze gehen kann oder zum Fußball oder auf ein Bier, ohne vorher dem Diensthabenden Bescheid zu geben, wo er Pilze sammelt und wo er sein Bier trinkt.

Kommst du auf der Landstraße von Angermünde und weißt nicht genau Bescheid, fährst du einfach durch Schwedt hindurch, hältst dich links, bis du in Heinersdorf einen hölzernen Pfeil entdeckst: MVL, wieder links, und zehn Minuten später sitzt du schon im Vorzimmer des Produktionsdirektors Feiner. Von Produktion kann, genaugenommen, nicht die Rede sein, denn MVL heißt Mineralölverbundleitung, und da wird nichts produziert, sondern nur transportiert. Das einschränkende, leicht abwertend klingende Wörtchen „nur“ gefällt dem Direktor allerdings nicht, und da hat er ganz recht.

Denn was macht MVL? MVL, Teil des Petrolchemischen Kombinats Schwedt, übernimmt praktisch alles Erdöl, das durch die Leitungen Freundschaft I und II aus der Sowjetunion und per Schiff aus arabischen und anderen überseeischen Ländern in die DDR ge-



des Feiner-Toni

Sie leben mitten unter uns. Aber ihr Wirkungskreis reicht weit über unsere Ländergrenzen hinaus. Auf Baustellen zwischen Elbe und Stillem Ozean, in Werkhallen und Laboratorien tun sie täglich ihre Pflicht, DDR-Bürger, denen die sozialistische Zusammenarbeit längst Arbeitsalltag ist. Für ihre Verdienste wurden sie von der sowjetischen Regierung mit hohen Orden geehrt. Mit der Vorstellung einiger von ihnen setzt FREIE WELT eine vor Jahren begonnene Serie über „Ausgezeichnete Deutsche" fort.

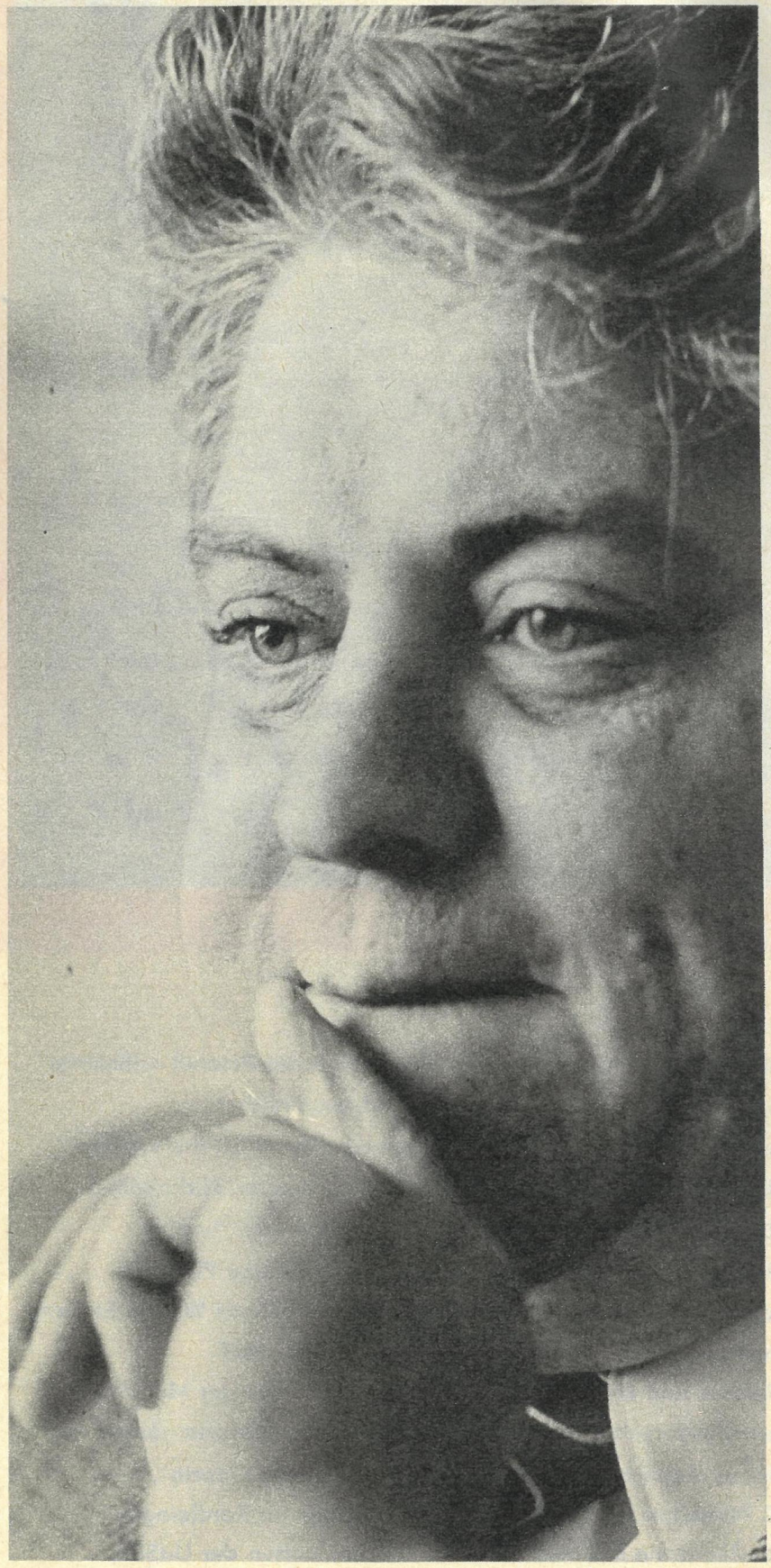
langt, und pumpt es durch Pipelines in die verarbeitenden Betriebe, befördert auf gleichem Wege Erdölprodukte von einem Betrieb zum andern und versorgt obendrein mehrere chemische Werke mit Äthylen. Die Pipelines, für die Anton Feiner verantwortlich zeichnet, verbinden Rostock und die letzten 27 Kilometer der Wolga-Oder-Leitung mit Schwedt und Schwedt mit Leuna, Böhlen, Buna, Zeitz, Záluzi und Neratovice in der ČSSR, außerdem noch Schwedt mit dem Minoltanklager in Seefeld, nordöstlich von Berlin, und Böhlen mit den Kavernen des Äthylen-Untergrundspeichers in Teutschenthal.

Lebenslauf zweimal gemessen

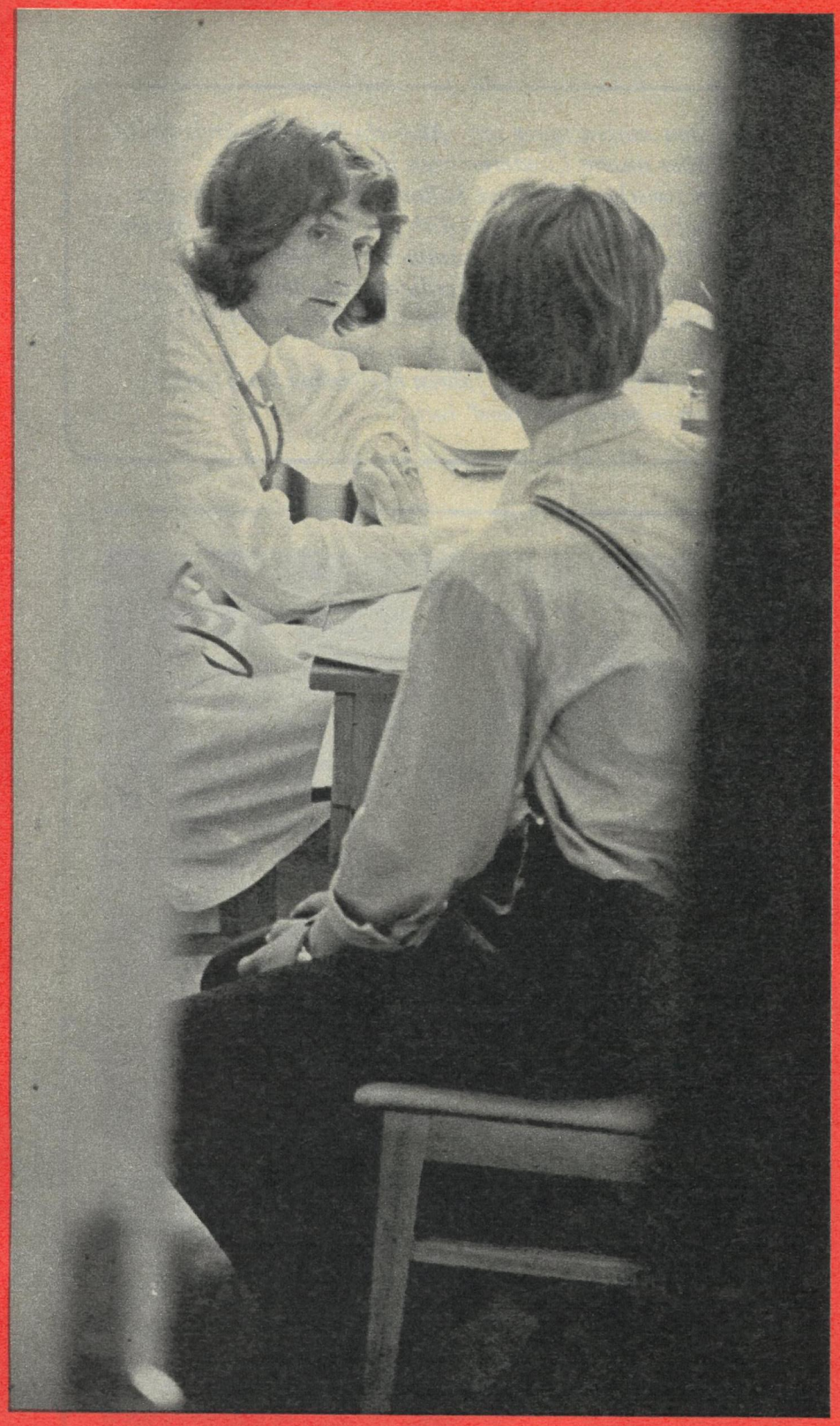
Anton Feiner ist, wenn er über seine Arbeit spricht, ein Mann von äußerster Sachlichkeit. Nur an dieser Stelle unseres Gesprächs, da die Rede auf seine Pipelines kommt, läßt er sich zum ersten und einzigen Mal zu einer Formulierung hinreißen, die aus seinem Munde fast poetisch klingt: „Die Pipelines", sagt er, „sind quasi die stählernen Adern, die Blutadern der DDR." Vielleicht könnten das die Kraftwerker von ihren Stromleitungen auch behaupten? Aber wer nur einen blassen Schimmer hat, wie sehr unsere ganze Zivilisation heute schon vom Erdöl, von der Chemie abhängig ist, der kann Feiner nicht widersprechen: Kaum auszudenken, was geschähe, wenn das Blut in diesen Adern, die die MVL betreut, tatsächlich stockte. „Dafür sind wir da", sagt Feiner, „daß es nicht stockt."

So geläufig er über den Öltransport redet, die Frage, wofür ihm der Oberste Sowjet der UdSSR den „Orden der Völkerfreundschaft" verliehen habe, macht ihn einsilbig: schwer, selbst darüber zu sprechen ... Und schon ist er wieder bei der Arbeit, und da fallen, hört man genau hin, die Stichworte, die man wohl mit dem Orden — den Botschafter Pjotr Abrassimow ihm in der sowjetischen Botschaft Unter den Linden überreichte — in einen gewissen Zusammenhang bringen darf. Die Sowjetunion liefert uns Erdöl, das sagt sich leicht hin, aber wir müssen ja die tägliche kontinuierliche Abnahme gewährleisten. Das setzt eine reibungslose Zusammenarbeit voraus, nicht nur in schönen Reden bei feierlichen Anlässen, sondern im Alltag. „Wir stimmen uns fast täglich mit der sowjetischen Grenzstation ab", sagt Feiner. „Und wenn mal eine Störung auftritt, rufen wir eben beim Hauptdispatcher in Moskau an." Und viermal im Jahr trifft man sich, mal hier, mal dort: Da werden die Jahrespläne nach Quartal und Monat aufgeschlüsselt, da werden Erfahrungen ausgetauscht und Meinungen ... Und eines Tages bekommt man einen Orden. Der Oberste Sowjet wird sich schon was dabei gedacht haben.

Viel mehr, findet unser Held selbst, läßt sich über ihn kaum sagen. Mag sein, daß manchem der Lebenslauf des Anton Feiner samt Orden nicht allzu aufregend, eher allzu normal erscheint: Muß man Direktoren, die früher Arbeiter waren, bei uns etwa mit der Laterne suchen? Da gibt es nichts zu streiten: Sensationell ist Feiners Laufbahn nicht. Mit unserem Maß gemessen. In Ränkam, natürlich, sähe die Sache anders aus. Da würden sie Feiners Aufstieg, fände er dort überhaupt statt, ja wohl eine abenteuerliche Karriere nennen.



Text: Jürgen Jessel, Fotos: Heinz Krüger



Arzt zwischen Patient und Technik

Die Medizin von heute verfügt über ein großes Arsenal raffinierter technischer Hilfsmittel. Erfahrung und persönlicher Kontakt zum Patienten scheinen immer mehr durch die exakten Meßdaten der Apparaturen verdrängt zu werden. Nicht selten überwiegen bei einer Diagnose die Angaben der Technik. Wandelt sich nicht der Kontakt zwischen Arzt und Patient? Kann er gestört werden, nicht sogar verlorengehen? Welche Stellung nimmt der Arzt zwischen Technik und Patient sein? Welches sind die Probleme, mit denen sich heute der Mediziner auseinandersetzen muß? Uber diesen Fragenkomplex sprach der wissenschaftliche Mitarbeiter der „Literaturnaja Gaseta", W. Michailow, mit dem Direktor des Instituts für Kardiologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, Professor Dr. Jewgeni Tschasow.

FRAGE: Die Leistungen der modernen Medizin sind beeindruckend. Eines ist jedoch paradox: Je mehr die Wissenschaft den Arzt mit Kenntnissen ausrüstet und die Technik ihm komplizierte und leistungsfähige Untersuchungs- und Behandlungsmethoden in die Hand gibt, wächst die Gefahr eines ärztlichen Irrtums. Moderne chirurgische Eingriffe und Medikamente – unter ihnen stark wirkende Präparate – können bei falscher Diagnose oder falscher Behandlung größeren Schaden hervorrufen als die unbehandelte Krankheit selbst. Unter diesen Bedingungen ist der Preis für einen ärztlichen Irrtum sehr hoch. Wodurch sind heute ärztliche Fehler bedingt? Sind sie vermeidbar?

Prof. Tschasow: Der Beruf des Arztes bringt demjenigen, der ihn ausübt, sowohl Augenblicke höchsten Glücks als auch Stunden schwerster Niedergeschlagenheit.

Kürzlich war ich im Kongreßpalast des Kreml. Dort sprach mich ein älterer Mann an, ergriff meine Hände, umarmte mich. „Erkennen Sie mich?" – Ich begann in meinem Gedächtnis zu suchen, an meine Patienten erinnere ich mich im allgemeinen gut. Und da fiel es mir ein! Er war einer unserer ersten Patienten, den wir aus dem Zustand des klinischen Todes ins Leben zurückgeholt hatten. Seitdem sind 15 Jahre vergangen – er lebt und arbeitet bis zum heutigen Tage.

Die weißen Flecke der Medizin

Das ist ein Beispiel für unsere Macht – für die Macht der modernen Medizin. Für den Arzt ist das Leben des Kranken das Allerheiligste. Ich kenne keinen Arzt, dem der Tod

eines Patienten gleichgültig wäre. Ein Arzt will immer helfen. Und dennoch bleibt das Problem eines ärztlichen Irrtums, eines Fehlers, bestehen. Womit hängt das zusammen? Vor allen Dingen mit einigen objektiven Entwicklungsprozessen der Medizin. Heutzutage kann der ganze Umfang medizinischen Wissens nicht mehr von einem einzelnen beherrscht und verarbeitet werden. Das gegenwärtige Krankheitsverzeichnis enthält 10 000 Bezeichnungen. In der medizinischen Literatur sind etwa 100 000 verschiedener Symptome beschrieben. Eine Aufzählung der heutigen Methoden für instrumentale Untersuchungen wäre schwierig, und ihre Kompliziertheit ist mitunter außerordentlich. Nehmen wir zum Beispiel die Echokardiographie, die Ultraschall für subtilste Untersuchungen des Herzens einsetzt, oder elektrophysiologische Methoden, die es ermöglichen, verschiedene Funktionen des Herzens zu beurteilen, oder biochemische Untersuchungsverfahren zur Beurteilung des Zustandes des Herzmuskels, seiner Zellen usw. Es leuchtet ein, daß all diese neuen Umstände auf die Arbeitsprinzipien des Arztes, auf sein diagnostisches Denken, auf seine ärztliche Kunst Einfluß haben müssen. Fehler in der Diagnose können aus verschiedenen Gründen entstehen. Sie können einem allgemeinen Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen entspringen. Die Medizin hat leider noch eine ganze Menge „weißer Flecke" auf ihrer Landkarte, und es hängt nicht immer vom Arzt ab, ob er eine richtige Diagnose stellen und den Kranken heilen kann. Doch es gibt auch Fehler anderer Art. Solche, an denen wir selbst schuld sind. Vor allen Dingen möchte ich von Fehlern sprechen, die durch die

Professor Dr. Jewgeni Tschasow

Begeisterung für neue Konzeptionen, Methoden und Möglichkeiten verursacht werden.

Wird die Technik zum Fetisch?

Fassen Sie das bitte nicht so auf, als ob ich gegen das Neue wäre. Nein, das bin ich nicht. Ich beschäftige mich selbst mit diagnostischen und therapeutischen Methoden. Ohne die Technik können wir heute nichts mehr ausrichten. Wenn Sie heute in die Abteilung der Klinik kommen, in der ich seit fünfzehn Jahren tätig bin und in der Probleme des Myokardinfarktes untersucht werden, so können Sie sehen, daß die an den Menschen angeschlossene Technik selbst alle Angaben sammelt, die anschließend eine EDV-Anlage bear-

Fortsetzung Seite 22

Arzt zwischen Patient und Technik

beitet. Dann erst kommen sie in die Hände des Arztes. Der Einsatz dieser leistungsstarken und mannigfaltigen technischen Mittel läßt nun ein Problem heranwachsen, über das immer öfter gesprochen wird – das Problem einer möglichen Loslösung des Arztes vom Patienten, der Fetischisierung der technischen Mittel. Ein Beispiel. Nichts scheint einfacher zu sein, als ein Elektrokardiogramm auszuwerten. Da scheint alles klar zu sein: Was auf dem EKG zu sehen ist – das ist vorhanden. Doch wie sich erwiesen hat, kann man aus einem bestimmten EKG-Bild auf einen Infarkt schließen, obwohl in Wirklichkeit kein Infarkt vorliegt, sondern eine metabolische Veränderung des Herzmuskels, eine Veränderung der Elektrolyten. Das Elektrokardiogramm ist in diesen Fällen gleich. Wenn in einem solchen Falle ein Arzt das Elektrokardiogramm beurteilt, der mit dieser Pathologie nicht vertraut ist, dann wird er unweigerlich sagen: „Infarkt! Sofort ins Krankenhaus!" ... Ich erinnere mich, wie bei mir ein Patient eingeliefert wurde, dem man die Diagnose „Myokardinfarkt" gestellt hatte. Tatsächlich wies sein Elektrokardiogramm Kurven auf, die für einen Infarkt sprachen. Als wir den Kranken jedoch sorgfältig untersuchten, stellte sich heraus, daß bei ihm hormonale Störungen vorlagen. Mit diesen Veränderungen lebt er nun schon zwölf Jahre. Von einem Infarkt war keine Rede. Daraus folgt, daß ohne klinische Erfahrung, ohne die Aufmerksamkeit des Arztes, ohne den Kopf des Arztes Fehler unausbleiblich sind.

Es ist gefährlich, die medizinische Technik zu einem Götzen zu machen. So überprüft zum Beispiel eine Sonderkommission des USA-Kongresses, warum Hunderttausende Operationen durchgeführt werden, für die keine Notwendigkeit besteht. Ich erinnere mich, wie sich die Amerikaner wunderten, daß ich in meinem Buch komplizierte Fälle aus meiner Praxis anführte, die nicht immer günstig ausgingen. „Wenn Sie dieses Buch in unserem Lande veröffentlicht hätten", sagte man mir in Amerika, „so wären Sie bald bankrott; kein Patient würde Sie mehr aufsuchen." Begreiflicherweise sind bei einer solchen Einstellung zum Kranken chirurgische Eingriffe ohne Notwendigkeit durchaus möglich. Unser Gesundheitswesen ist auf anderen Prinzipien begründet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß bei uns ein Chirurg bewußt und absichtlich auch nur eine einzige überflüssige Operation durchführen würde. Das ist ausgeschlossen. Doch auch bei uns kommen Fehler vor. Da gibt es die sogenannte „Hyperdiagnostik", deren Ursache der blinde Glaube an die „Analysen" ist. Wenn ein Arzt mit einer Krankheit Schwierigkeiten hat, ordnet er mitunter eine Masse unnötiger Untersuchungen an, während notwendige Analysen dabei nicht gemacht werden. Wenn ein Patient die Poliklinik aufsucht, kann es passieren, daß er von der Krankenschwester zu Laboranalysen geschickt wird, ohne daß er vorher in den Händen des Arztes gewesen ist. Der Arzt ist dann das letzte Stadium dieses Prozesses, er ist Gefangener der Analysen – unter solchen Bedingungen kommen Irrtümer leicht vor.

Wenn ich einen Kranken an eine komplizierte elektronische Apparatur angeschlossen habe und auf dem Bildschirm der EDV-Anlage die Informationen lese, ertappe ich mich nicht selten bei dem Gedanken: Verringere ich nicht mit dieser Technik meine Aufmerksamkeit für den Kranken? Zwischen mir und dem Patienten hat die Technik Platz genommen. Es ist gar nicht so einfach, wie es scheinen mag, unter diesen Bedingungen nicht zu vergessen, daß die Technik nur eine Zugabe zum Denken des Arztes ist und nicht etwa ein Faktor, der ihm seine Entschlüsse diktiert. Ein außerordentlich kompliziertes psychologisches Problem liegt hier vor uns.

FRAGE: Hängt die Fetischisierung der Technik nicht auch damit zusammen, daß sich damit für den Arzt die Möglichkeit eröffnet, seine Verantwortung für einen Entschluß zu verringern? Einen Entschluß zu fassen, ist schwierig. Da gibt es immer ein gewisses Risiko. Ist es nicht die Furcht vor dem Fehler, die manchmal zur Fehlerursache wird?

Prof. Tschasow: Die Frage nach dem Risiko ist eine sehr komplizierte Frage. Es gibt Fälle, in denen der Arzt verpflichtet ist, ein Risiko einzugehen. Doch das gilt nur, wenn dieses Risiko begründet ist. Begründet in den Kenntnissen des Arztes, begründet durch alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft. Analysen, technische und instrumentelle Untersuchungsmethoden dürfen kein Vorwand sein, um sich vor der Verantwortung zu drücken, sondern sie sollen die Überzeugung von der Zweckmäßigkeit des ärztlichen Risikos festigen. Wenn man in bestimmten, schweren Situationen nichts riskiert, so denke ich, kann man das Leben des Kranken verlieren.

Pflicht zum Risiko?

Dabei fällt mir folgender Fall ein. Bei einem Patienten mit Myokardinfarkt stellte man ein Blutgerinnsel in den Hirngefäßen fest. Das war eine äußerst gefährliche Situation. Zu jener Zeit hatten wir gerade begonnen, uns mit fibrinolytischen Fermenten, d. h. Stoffen, die Blutgerinnsel auflösen, zu befassen. Die Neuropathologen hatten auf unsere Frage, ob es sich tatsächlich um eine Thrombose handele, überzeugt mit „ja" geantwortet ... Also die Fermente einsetzen, waren meine Gedanken. Den Thrombus beseitigen, den Blutkreislauf wiederherstellen, und alles wäre wieder gut. Aber was dann, wenn es wider Erwarten kein Thrombus, sondern eine Blutung ist? Ein geplatztes Gefäß? Dann würde das Präparat die Blutung nur verstärken, die Lage würde also schlimmer und nicht besser. Schließlich sagte ich: „Wir verfahren folgendermaßen. Sollte der Fall eintreten, daß dem Kranken aller Voraussicht nach nur ein bis zwei Stunden verbleiben, dann darf man nichts unversucht lassen, dann werde ich das Risiko eingehen." Inzwischen traten bei dem Patienten Symptome einer Schädigung des Hirnstammes auf. Der Tod war stündlich zu erwarten. In diesem Augenblick verabreichten wir ihm die Fermente. Drei Stunden lang währte der Kampf um sein Leben, in dem das Leben schließlich Sieger blieb. Der Mann arbeitet wieder, und inzwischen hat er auch ein Buch geschrieben. Ja, dieses Risiko war schwer, schwer war auch die Verantwortung. Moralisch und auch von der juristischen Seite aus gesehen ... Ich weiß nicht, ob ich im Falle eines Fehlers in der Diagnose hätte beweisen können, daß mein Risiko gerechtfertigt war. Am einfachsten wäre natürlich gewesen zu schreiben, daß der Zustand des Kranken schwer, ja bedrohlich, und jede Hilfe vergeblich gewesen sei. Niemand hätte mich schuldig gesprochen. Außer meinem ärztlichen Gewissen ...

Wichtig ist es, die Grenze zu finden zwischen gerechtfertigten und nicht gerechtfertigten Risiken. Meiner Meinung nach besteht diese Grenze in der Überzeugung des Arztes, daß er alle Möglichkeiten genutzt hat, um ohne Risiko auszukommen. Dann muß man noch überzeugt sein, daß der Kranke ohne dieses Risiko dem Tode geweiht ist. Und schließlich braucht man noch das Gefühl, daß es eine unabdingbare moralische Pflicht ist, daß man ein Risiko eingehen muß.

Ich bin als Arzt, der nun schon 25 Jahre lang mit Patienten zu tun hat, der festen Überzeugung, daß die neue Situation in der Medizin gründlicher Überlegungen bedarf.

FRAGE: Mir scheint, daß man leider nicht immer dieses hohe Verantwortungsbewußtsein beobachten kann. Zum Beispiel jagt von Zeit zu Zeit immer eine neue Welle medizinischer Ratschläge über den Erdball. Meist betreffen sie „einfache, doch wunderwirkende Heilverfahren". Diese „Modeerscheinungen" sind bei weitem nicht immer unschuldiger, harmloser Natur. Nicht selten bedrohen sie die Gesundheit Tausender Menschen. Heute berühren medizinische Empfehlungen alle Seiten des menschlichen Lebens – die Einteilung der Arbeit, die Ernährung, den Schlaf, die Beziehungen zu anderen Menschen. Doch wie widersprüchlich sind diese Ratschläge mitunter! Zum Beispiel wurde die Menschheit jahrzehntelang von der Furcht vor dem Cholesterin terrorisiert: „Eßt keine Butter und keine Eier, regt euch nicht auf, tut dieses nicht, tut jenes nicht, und das ist auch am besten zu unterlassen ..." Heute gilt als erwiesen, daß das Cholesterin nur eine Nebenrolle bei der Entstehung von Arteriosklerose spielt. Nun empfiehlt man uns immer häufiger, die Tabletten sein zu lassen und lieber Kräuter zu sammeln, zu trocknen, zu beschaffen, zu kaufen. Doch wo gibt es eine Garantie, daß jedes Kraut unschädlich ist? Noch vor kurzem war es üblich, daß ein Kranker im Bett zu liegen habe, das war gang und gäbe. Heute zwingt man sogar Infarkt- und operierte Patienten, sich zu bewegen.

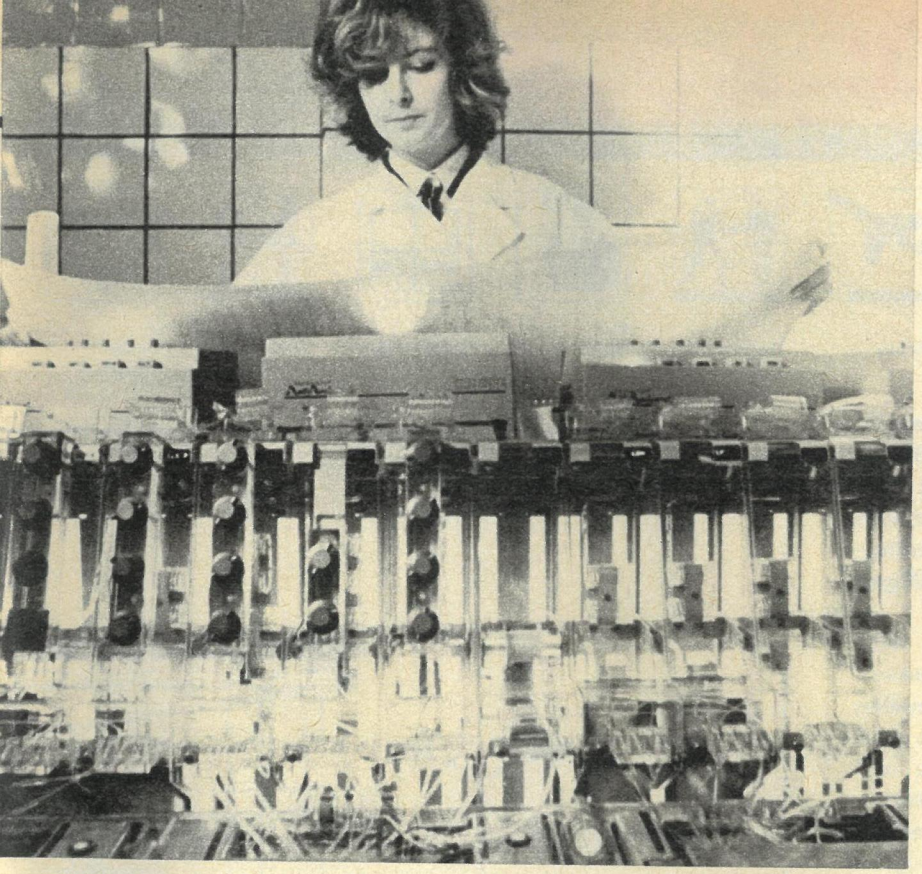
Prof. Tschasow: Die Medizin ist eine Wissenschaft, die sich entwickelt. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt gibt der Medizin immer wieder neue, subtilere und genauere Untersuchungsmethoden für den menschlichen Organismus in die Hand. Jede dieser Methoden ermöglicht es, neue Fakten über Ursachen, Mechanismen und Besonderheiten einer Krankheit zu erfahren, feststehende Ansichten über Krankheiten einer Neubewertung zu unterziehen.

Nehmen wir nur die Kardiologie. Bei unseren Bemühungen zu erfahren, weshalb und wie der Herzmuskel kontrahiert, führen wir die Untersuchungen nicht mehr nur auf dem Niveau der Zelle und auch nicht mehr auf der Stufe der Zellmembran, sondern wir versuchen, auf molekularer Ebene dahinterzukommen. Wir betreiben „Molekularkardiologie", die uns viele subtile Geheimnisse des Herzens enthüllt. Kann man aber deswegen sagen, daß das Herz für uns keine Geheimnisse mehr hat? Leider nicht. Wer das nicht begreift, wer annimmt, daß jede neue Einzelheit, die in letzter Zeit bei Forschungen ergründet wurde, schon der Weisheit letzter Schluß sei, der geht in die Irre. So entstehen „Modeerscheinungen" in der Medizin.

Mode in der Medizin?

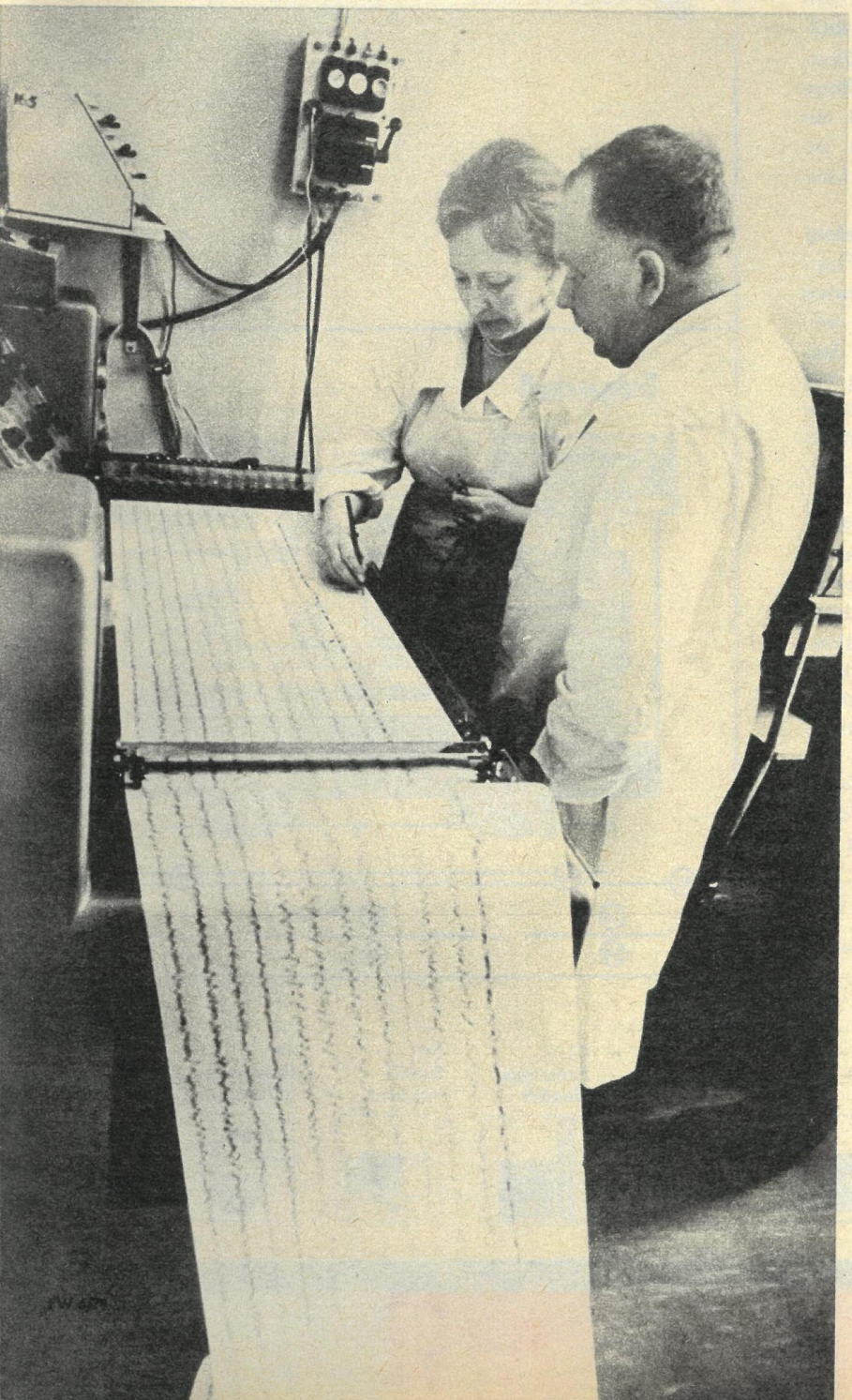
Beispielsweise war die Entdeckung, daß das Cholesterin an der Entstehung und Entwicklung der Arteriosklerose beteiligt ist, seinerzeit eine große Errungenschaft. Allerdings wurde aus dieser Tatsache die voreilige und vereinfachte Schlußfolgerung gezogen: Wenn Cholesterin die Gefäßwandungen schädigt, dann weg mit den Nahrungsmitteln, die Cholesterin enthalten. Später erwies sich aber, daß ein erhöhter Cholesterinspiegel im Blut nicht nur das Ergebnis falscher Ernährung, sondern auch das Resultat eines fehlerhaften Stoffwechsels ist. Heute wissen wir, daß hoher Cholesteringehalt und Arteriosklerose keine Synonyme sind. Die primitive Empfehlung „cholesterinfreie Ernährung" konnte nicht richtig sein, eben weil sie so primitiv war.

Ungefähr das gleiche geschah auch mit dem Prothrombin. Ebenfalls ein Fetisch: „Prothrombin führt zu Blutgerinnseln, dadurch zum Infarkt und damit zum Tod." Also begann man Tausende von Patienten – solche, bei denen es angebracht war, aber in bedeutendem Maße auch solche Patienten, bei denen es dafür nicht die geringste Notwendigkeit gab, mit Antikoagulationsmitteln zu behandeln. Nach ausführlicher Untersuchung dieser Frage kam man zu anderen Schlußfolgerungen. Ich erinnere daran, daß Professor B. Kudrjaschow bei Tierversuchen das Prothrombin zu sehr hohen Konzentrationen brachte, was bei den Tieren jedoch zu keinerlei Thrombenbildung führte. Es stellte sich heraus, daß bei einem gesunden Menschen bei Erhöhung des Prothrombinspiegels eine Reaktion ent-



Gefangene der Analysen? Dieser automatische Blutanalysator liefert achtzehn verschiedene Untersuchungsergebnisse.

Die Aufzeichnung von Hirnstromkurven sowie Herzpotentialen, abgekürzt EEG bzw. EKG genannt, erfordert bei ihrer Analyse Erfahrung und komplexe Betrachtung des betreffenden Patienten.



steht, die der Thrombose vorbeugt. Wenn man so sagen darf, „drückt" der gesunde Organismus selbst den hohen Prothrombingehalt.

Ich will nicht alle Beispiele von Irrtümern dieser Art durchgehen. Wichtig ist es, die Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß eine medizinische Mode immer dort entsteht und auftritt, wo die medizinische Wissenschaft noch nicht über vollständige und zuverlässige Kenntnisse verfügt. Gerade in solchen Fällen werden aus richtigen Teilfaktoren nicht selten unrichtige und schädliche Schlußfolgerungen gezogen. Aus diesem Grunde tragen die Forscher, die neue Fakten entdecken und erste Schlüsse daraus ziehen, eine große Verantwortung. Gewöhnlich machen nicht die Wissenschaftler die Mode. Die Mode schaffen meist die Patienten selber. Obwohl man ehrlich zugeben muß, daß leider auch die Ärzte dabei mit von der Partie sind.

Wissenschaftliche Kenntnisse nicht mechanisch anwenden

Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zu finden, die diese oder jene Erscheinung bedingen. Die medizinische Wissenschaft muß alle Menschen im Gesichtsfeld behalten. Der praktische Arzt aber sieht nur einen Menschen, seinen Patienten, und dieser Patient ist unwiederholbar.. Die Aufgabe des Arztes ist es, die Kenntnis der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Medizin für jeden Patienten zu adaptieren, für jeden im einzelnen anzuwenden, also dem unikalen, individuellen Fall anzupassen.

Das ist eine schöpferische, in hohem Grade komplizierte Aufgabe. Das ist der Grund, warum sie keine diagnostische Maschine lösen kann.

Eine Maschine ersetzt aber leicht einen solchen Arzt, der seine wissenschaftlichen Kenntnisse in allen Fällen mechanisch anwendet, ohne die Individualität des Kranken dabei zu berücksichtigen.

FRAGE: Heutzutage entscheidet eine Gruppe von Spezialisten das Schicksal eines Patienten. Das erhöht zweifellos das berufliche Niveau der medizinischen Hilfe. Führt dies aber nicht auch zu einer gewissen „Infantilisierung" der Patienten? Der Arzt wendet sich an uns wie an Kinder, die noch nichts verstehen: „Tu, was man dir sagt, rätsele nicht erst dran 'rum, räsoniere nicht!" Aber es kommt doch vor, daß ein Arzt, der die Zweifel eines Patienten nicht zur Kenntnis nahm, damit einen Fehler beging.

Prof. Tschasow: Natürlich, im Umgang mit dem Kranken sind Menschlichkeit, das Streben, sein Leiden und seine Zweifel zu begreifen, unbedingt nötig. Manchmal entsteht ein ärztlicher Irrtum, wenn der Arzt die Klagen des Patienten unterschätzt, weil er sie für die Frucht einer subjektiven Einstellung des Patienten gegenüber seinen Empfindungen hält. Vor allen Dingen ist es wichtig, die Psyche des Kranken zu verstehen, seinen Charakter zu erfassen und sich erst nach einer sorgfältigen Analyse der subjektiven und objektiven Angaben für die eine oder andere Diagnose, für die eine oder andere Behandlungsmethode zu entscheiden. Doch mir scheint, daß heute die hauptsächliche Bedrohung nicht von der Beziehung des Arztes zum Patienten, sondern von der Beziehung des Patienten zum Arzt ausgeht. Es ist nicht gut, wenn das Prestige des Arztes sinkt. Das ist es, was gefährlich und schädlich ist!

Der Arzt als Psychologe und Diplomat

Heute geben alle ein Urteil über die Medizin ab. Jeder gebildete Mensch interessiert sich für die Medizin. Das ist legitim. Ich fürchte aber, daß diese Informiertheit mitunter von Schaden sein kann. Es kommt vor, daß ein Kranker beim Arzt vorspricht und den Wunsch äußert, daß ihm der Arzt ein bestimmtes Präparat verordnen solle. „Ich habe davon gehört, es soll gut sein. Ich will es einnehmen." Und einige Ärzte erfüllen den Patienten diese Wünsche. So kann es geschehen, daß Personen Präparate einnehmen, die sie ganz und gar nicht brauchen oder die für sie sogar schädlich sind. Der Arzt muß seinen Willen dem Patienten diktieren und sich nicht den Wünschen des Patienten fügen. Manchmal muß man einen sehr starken Widerstand des Patienten überwinden, um ihn zu überzeugen. Dabei sollte man sehr feinfühlig herangehen. Wenn der Arzt bei seiner Überzeugungsarbeit grob vorgeht, psychologisch falsch, dann ruft das bei dem Patienten eine negative Reaktion hervor. Der Kontakt ist gestört. Deshalb muß der Arzt vor allen Dingen Psychologe und Diplomat sein.

Natürlich hat heute unser Lebenstempo zugenommen, und auch die Möglichkeit fehlerfreier Diagnosen ist gewachsen. Trotzdem stellen wir die psychologische Bedeutung der gegenseitigen Beziehungen zwischen Arzt und Patient, des Glaubens an den Arzt noch nicht hoch genug in Rechnung. Beispielsweise haben wir begonnen, den Kranken selbst in den Prozeß des ärztlichen Denkens einzubeziehen. Das ist nicht richtig. Die Medizin muß, nun ja, wenn schon nicht gerade ein Geheimnis, so doch auch keinesfalls ein primitives Ritual sein. Etwas Bestimmtes muß dabeisein, was beim Menschen Achtung gegenüber der Medizin und dem Wissen des Arztes, über das der Patient nicht verfügt, hervorruft.

Wir Ärzte sind häufig selbst mit daran schuld, daß das alles nach und nach verlorengeht. Richtige psychologische Beziehungen zwischen Arzt und Patienten sind nicht weniger wichtig als Arzneien.

Leider aber verwandelt sich der Arzt manchmal in eine Art Dienstpersonal.

Die Gesellschaft soll und muß begreifen, wieviel Wissen, wieviel Talent und Mühe von einem Menschen gefordert werden, der über die Gesundheit des Volkes wacht.

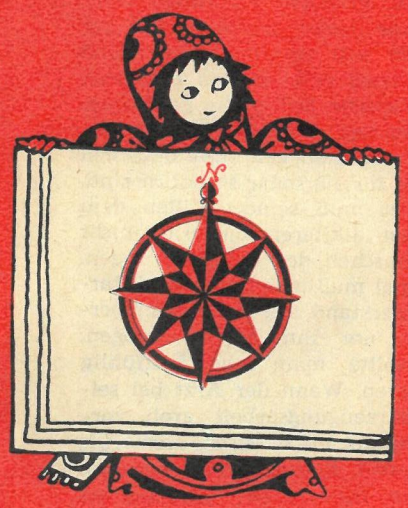
Text gekürzt. Fotos: APN, „Sowjetunion", Paszkowiak, FW-Archiv.

FREIE WELT

TOURISMUS

KARTE

16



Luftkreuz Berlin-Schönefeld

Die Zeit des Flugreisens beginnt wieder. INTERFLUG und ihre Partnergesellschaften sind gerüstet für den Ansturm auf die Silbervögel, die vor allem Urlauber schnell zu ihren Ferienzielen bringen sollen. Die DDR-Luftverkehrsgesellschaft, die 1977 über 1,2 Millionen Passagiere beförderte, ist gut vorbereitet für die Hochsaison. Der Hauptstrom der Passagiere wird wieder über die „Trasse der Freundschaft", die Route Berlin–Moskau–Berlin, ziehen. Mit INTERFLUG reisten allein auf dieser Linie 1977 166 000 Fluggäste, und mit Aeroflot, ihrem Hauptpartner, 153 000. Insgesamt wurden von beiden Gesellschaften auf den verschiedenen Routen zwischen beiden Ländern weit über eine halbe Million Passagiere befördert.

INTERFLUG und Aeroflot eröffnen im April neue Luftstraßen zwischen Partnerstädten der UdSSR und der DDR: Direktflugverbindungen zwischen Dresden und Leningrad und zwischen Leipzig und Kiew.

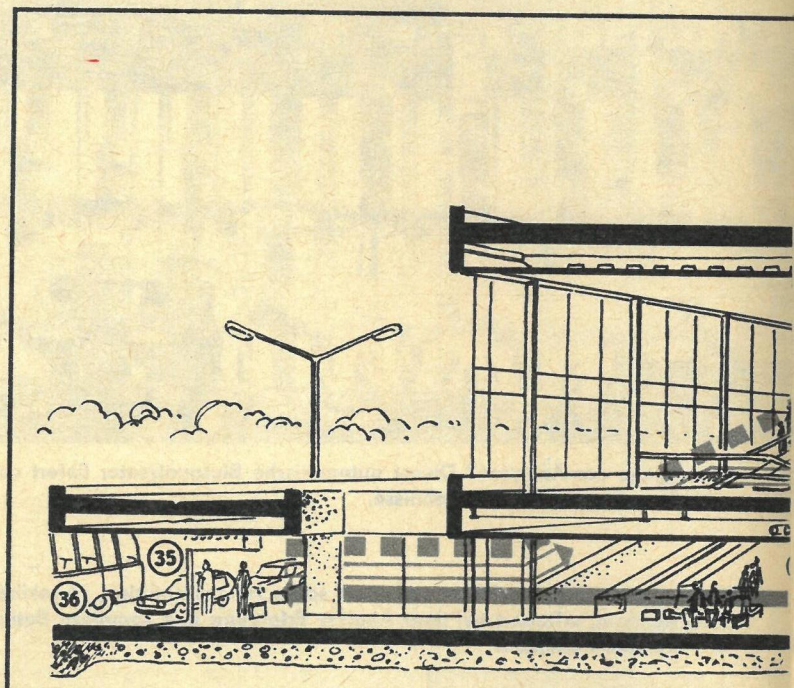
Der Flughafen Berlin-Schönefeld hat sich zu einem beachtlichen internationalen Knotenpunkt des Luftverkehrs entwickelt. Maschinen von rund zwanzig Fluggesellschaften steuern ihn im regelmäßigen Flugdienst an.

Das Abfertigungsgebäude – nicht größer als ein moderner Neubau-Wohnblock – ist zu einem schnellen Umschlagplatz für Passagiere und Koffer geworden. Die Räume und der Platz sind von den Architekten sinnvoll für den reibungslosen Ein- und Ausstieg in die Passagiermaschinen aufgeteilt. Pro Stunde können hier mehr Fluggäste abgefertigt werden, als Mieter in einem großen Wohnblock wohnen. Schilder an jeder Ecke und überall an den Decken stützen den Orientierungssinn des nichtversierten Luftreisenden. Per Stufe oder Rolltreppe geht es in das erste Obergeschoß zum Abflug. Eine Etage höher in das Restaurant und zur Aussichtsterrasse. Im Parterre erhält man seine Koffer nach der Landung.

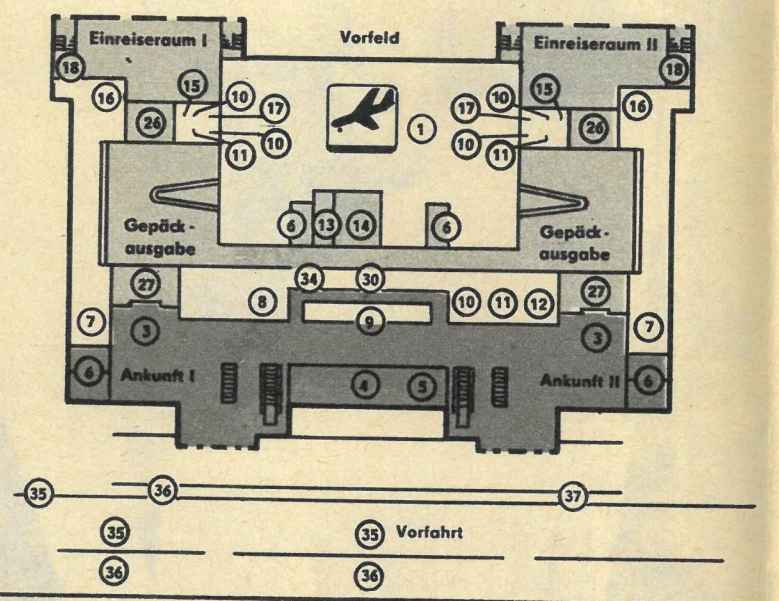
Der Vorteil von Berlin-Schönefeld liegt aber vor und hinter dem Flughafengebäude. Fünf Fußminuten bis zur S- und Eisenbahn; nur wenige internationale Flughäfen befinden sich so auf Tuchfühlung mit einer Großstadt. Nur einige Schritte auf dem betonierten Flugvorfeld bis zu den startklaren Passagiermaschinen. Es ist wahrlich ein Luftkreuz der kleinen Wege und kurzen Rolltreppen. Mit diesem Zeitgewinn hält leider nicht immer die Kofferausgabe auf den Beförderungsbändern Schritt (ein Problem, das überall im Luftverkehr noch einer Lösung harrt). In den Sommermonaten ist dann Berlin-Schönefeld ein Nadelöhr, durch das sich allerdings die Touristen zwängen müssen. Jahresbilanz des DDR-Luftkreuzes: über 1,5 Millionen ankommende und abreisende Passagiere.

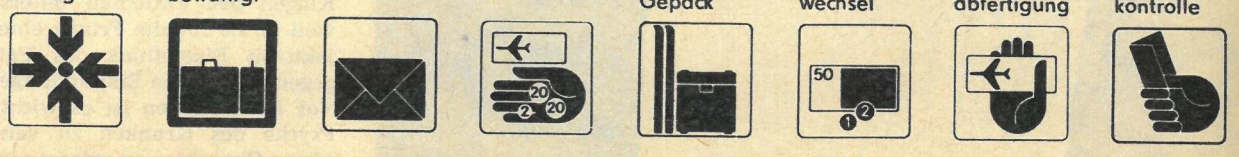
Das jedoch sieht man dem Gebäude nicht an.

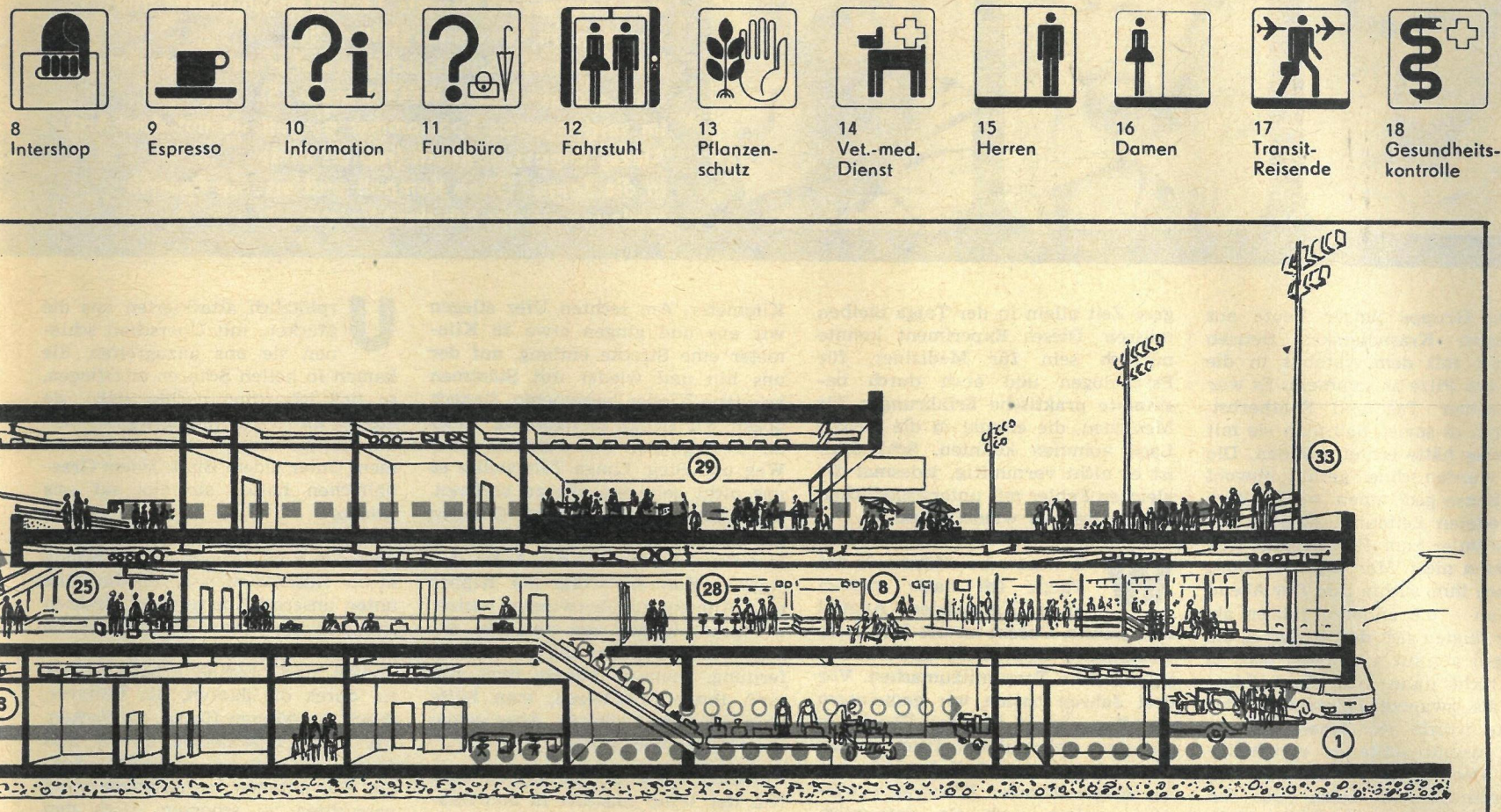
Text: Karl-Heinz Eyermann
Zeichnung: Horst Wende



Erdgeschoß

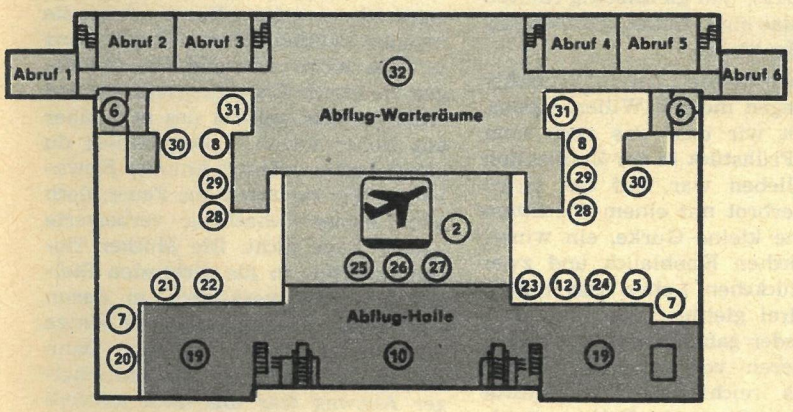




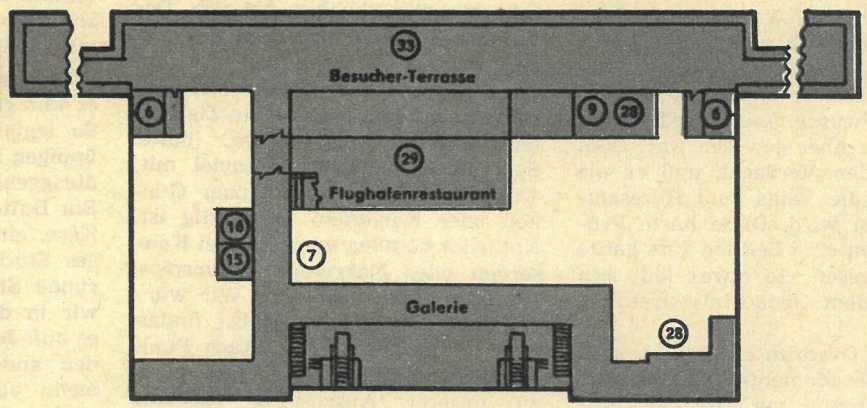


Abflug-Passagiere | Abflug-Gepäck | Ankunft-Passagiere | Ankunft-Gepäck | Besucher

1. Obergeschoß



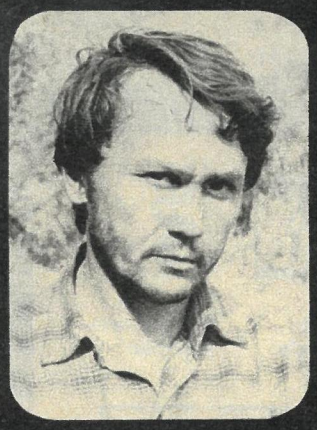
2. Obergeschoß

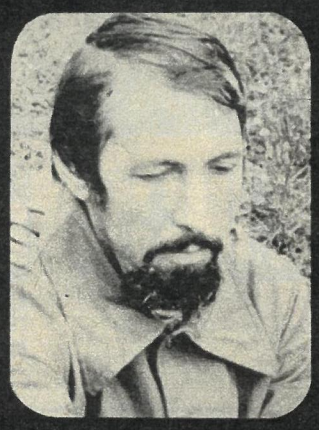


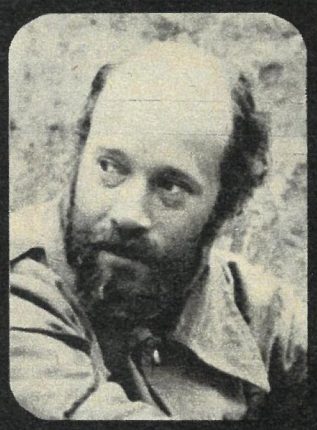
Öffentlicher Bereich | Passagierbereich | Nichtöffentlicher Bereich

8 Intershop
9 Espresso
10 Information
11 Fundbüro
12 Fahrstuhl
13 Pflanzenschutz
14 Vet.-med. Dienst
15 Herren
16 Damen
17 Transit-Reisende
18 Gesundheitskontrolle

27 Zollkontrolle
28 Bar
29 Restaurant
30 Mutter u. Kind
31 Flug-information
32 Warteraum
33 Besucherterrasse
34 Erste Hilfe
35 Pkw-Vorfahrt
36 Bus
37 Taxi







Drei junge Moskauer kehrten vom Pilzesuchen nicht zurück. Niemand wunderte sich darüber.
Es war bekannt, daß sie sich verirren wollten. Vor vier Jahren hatten zwei von ihnen,
der Autor dieses Berichts, Leonid Repin (linkes Bild),
und Anatoli Kowalenko (Mitte), das
Überleben von Schiffbrüchigen auf einer unbewohnten Insel erprobt (FREIE WELT 1 bis 6/75).
Im vergangenen Spätsommer gingen sie mit dem Arzt Alexej Gerassimowitsch (rechtes Bild)
in die Taiga: Ohne Kompaß und eiserne Reserve forderten sie das Schicksal heraus.

Eine Gruppe junger Leute aus einem Krasnojarsker Betrieb fuhr mit dem Autobus in die Taiga, um Pilze zu sammeln. Es war ein warmer Tag und Spätherbst. Pilze gab es soviel, daß man sie mit der Sense hätte ernten können. Die Körbe wurden schnell gefüllt, obwohl keine Sense genommen wurde. Zum verabredeten Zeitpunkt kehrten die Pilzesammler zum Bus zurück. Nur einer kam nicht. Man wartete lange, rief nach ihm, suchte ihn. Der Abend brach an — die anderen fuhren ab. Sie beruhigten sich damit, daß es bis zur Stadt absolut nicht weit war, ja sogar recht nahe, nur ein bißchen mehr als zwanzig Kilometer. Der Verirrte würde sich schon zurechtfinden, wohin sollte er verschwinden... Doch auch am nächsten Tag kam er nicht. Aus vielen Betrieben holte man Leute für die Suche, Hubschrauber kreisten über der Taiga in allen Richtungen — ohne Erfolg. Nach zwei Wochen stellte man die Suche ein. Einen Menschen in der Taiga zu finden, ist viel schwerer als die berühmte Nadel im Heuhaufen.
Für alle unerwartet tauchte er in der Stadt auf. Mehr als zwanzig Tage waren vergangen, nachdem er sich verlaufen hatte. Er war vollkommen erschöpft. Die ihn trafen, wunderten sich sehr, wie erschreckend er sich verändert hatte. Seine Augen waren entzündet, mit beiden Händen preßte er einen Korb fest an sich, in dem Kiefernzapfen lagen. Lange Zeit bekam man kein Wort aus ihm heraus. Offensichtlich waren die Zapfen seine einzige Nahrung gewesen. Später normalisierte sich alles wieder. Der Mann wurde gesund und wieder so, wie er früher gewesen war. Doch ich habe den Verdacht, daß er nie wieder in die Taiga zum Pilzesammeln gehen wird. Diese harte Prüfung ist ihm eine Lektion fürs ganze Leben gewesen. So etwas läßt sich nicht aus dem Gedächtnis streichen.

In dieser Geschichte gibt es zwei interessante Momente. Erstens, daß sich ein Städter verirrte, der nicht für ein Leben im Wald gerüstet war und der die Taiga nur von außen kannte. Für einen erfahrenen Taigajäger wäre es unproblematisch gewesen, sich in der Taiga zu ernähren. Zweitens, daß der Städter dennoch als Sieger aus diesem harten Zweikampf hervorgegangen ist. Das gelang ihm nur dank seiner persönlichen Eigenschaften. Er hatte sich als stärker erwiesen. Doch es gab viele andere Fälle, in denen Menschen spurlos in der Taiga verschwunden sind...
Und so entstand der Gedanke, ein reales Experiment durchzuführen. Zu prüfen, wie sich Menschen verhalten, die in den Wald gegangen sind, die Orientierung verlieren und für längere Zeit allein in der Taiga bleiben müssen. Dieses Experiment konnte nützlich sein für Mediziner, für Psychologen und auch durch bestimmte praktische Erfahrungen für Menschen, die einmal in die gleiche Lage kommen könnten. Schließlich ist es nicht vernünftig, jedesmal die gleichen Fehler mit unterschiedlichen Ergebnissen zu wiederholen.

Wir waren drei Männer in der Taiga. Ich hatte meinen alten Kameraden Anatoli Kowalenko, Dozent an der Moskauer Technischen Hochschule „Baumann", gebeten, die Tour mitzumachen. Vor drei Jahren hatten wir gemeinsam das Experiment für das Überleben auf einer unbewohnten Insel bestanden. Dabei hatte sich Tolja nicht nur als ausgezeichneter Kamerad erwiesen, sondern auch als erstaunlich schöpferischer Mensch. Der Dritte im Bunde war Alexej Gerassimowitsch, ein Arzt. Seine spezielle Fachrichtung — Psychologie. Unsere kleine Gruppe war für ihn ein interessantes Beobachtungsobjekt.

Jeder von uns hatte ein Messer — geht etwa ein Pilzsammler ohne Messer in den Wald? Ein kleines Touristenbeil gehörte zur Ausrüstung, und jeder von uns hatte eine Flasche mit Wasser und einen Metalltopf zum Kochen. Tolja besaß einen Korb. Alexej, unser einziger Raucher, hatte eine angebrochene Schachtel Streichhölzer bei sich. Das war eine der Bedingungen des Experimentes. Übrigens war ich gespannt darauf, seine Qualen zu beobachten, nachdem er die leere Zigarettenschachtel weggeworfen hatte. Salz hatten wir gerade soviel mit, wie zum Salzen von ein paar Gurken oder Kartoffeln notwendig ist. Natürlich besaßen wir keinerlei Konserven oder Nahrungsmittelvorräte, keinerlei eiserne Reserve. Wir würden unsere Nahrung selbst finden oder beschaffen müssen. Auch Funk oder Signalraketen gehörten nicht zu unserer Ausrüstung, absolut nichts, was uns helfen könnte, uns bemerkbar zu machen. Kontrollfristen waren nicht festgelegt, nach deren Ablauf irgend jemand nach uns suchen sollte.
Es wußte niemand, wo man uns hätte suchen sollen. Den Ausgangspunkt unseres Marsches hatten wir geheimgehalten. Ich habe mich schon lange davon überzeugt, daß der Mensch meist dann die Initiative verliert, wenn er auch nur die geringste Hoffnung haben kann, daß man ihm zu Hilfe kommt.
Nachdem wir in Krasnojarsk gelandet waren, verfuhren wir folgendermaßen: Wir setzten uns in ein Boot vom Typ „Raketa" und fuhren den Jenissej stromabwärts, etwa 200 Kilometer. Am rechten Ufer stiegen wir aus und gingen etwa 20 Kilometer eine Strecke entlang, auf der uns hin und wieder mit Stämmen beladene Kipper begegneten. Danach bogen wir scharf in Richtung Taiga ab und gingen querwaldein, ohne Weg und Steg. Lange Zeit wollte es uns nicht gelingen, uns zu verirren. Die Kehllaute von Hähnen drangen bis zu uns, entferntes Hundegebell, manchmal hörten wir das Aufheulen starker Motoren, wenn die Kipper eine Anhöhe zu überwinden hatten. Die Laute kamen von weit her, abgeschwächt, verzerrt durch die Entfernung. Dennoch konnte man sich nach ihnen orientieren, man hätte darauf zugehen können. Aber genau das wollten wir ja nicht.

Plötzlich wurde es still, seltsam still. Nur der Wind rauschte in den Bäumen. Wir blieben stehen, lauschten, hörten unseren eigenen schweren Atem: Wir waren weit marschiert und ziemlich müde geworden.

„Na, wer sagt mir jetzt, in welcher Richtung der Jenissej liegt"? fragte ich meine Kameraden.

Beide wiesen übereinstimmend — jeder in eine andere Richtung. Das gab mir Hoffnung, weil es einen erfolgreichen Beginn des Experimentes versprach. Wenn es nur so weiterging! Um völlig sicherzugehen, drangen wir noch weiter in die Taiga vor. Danach setzten wir uns in das feuchte Gras, und gleichzeitig fühlten wir alle das eine: Heute kommen wir nicht mehr weiter.

„Was essen müßte man...", rutschte es mir gegen meinen Willen heraus. So legten wir das, was noch vom üppigen Frühstück in der Zivilisation übriggeblieben war, auf das Gras: Ein Butterbrot mit einem Stückchen Käse, eine kleine Gurke, ein winziges Stückchen Knoblauch und zwei runde Stückchen Leber. Das teilten wir in drei gleiche Teile und aßen es auf. Jeder gab sich redliche Mühe, den anderen vorzuspielen, das sei mehr als reichlich. Dann rauchte Alexej eine Zigarette. Tolja und ich sammelten trockenes Holz für ein Lagerfeuer.

Schnell wurde es dunkel. Das trokkene Holz sah nur äußerlich trocken aus, es brannte unlustig, und das Lagerfeuer drohte jeden Augenblick in seinem eigenen Rauch zu erstikken. Wir warfen eine Handvoll trokkener Kiefernnadeln hinein, und das Feuer belebte sich ein bißchen. Danach schnitten wir dünne Birkenzweige ab, breiteten sie auf dem Gras aus, legten uns eng aneinandergepreßt darauf nieder — unerwartet war es kalt geworden — und versuchten zu schlafen.

Doch auf Schlaf hatten wir vergeblich gehofft.

Urplötzlich attackierten uns die Mücken, mit Überschall schienen sie uns anzugreifen. Sie kamen in hellen Scharen angeflogen, so daß ich schon dachte, daß sie eigens im Hinterhalt gewartet hätten, um sich dann am Feuer zu wärmen. Unter jedem Blatt, jedem Grashälmchen hatten sie nur auf uns gelauert.
Vergeblich zogen wir die Pullover über den Kopf, gruben wir die Hände in die Hosentaschen, zogen die Füße unter unseren Körper oder steckten sie unter den des Kameraden — die Mücken fanden die verletzlichen Stellen und stachen erbarmungslos zu, durch die Jacken, die Pullover, durch die dünnen Hosen, die Socken. Ich fragte Kowalenko, ob sie ihm nicht die Stiefel durchgebissen hätten. Wir nahmen uns zusammen und versuchten zu scherzen. Doch den Mücken kamen noch die Gnitzen und ein ganzer Haufen anderer blutsaugender Insekten zu Hilfe. Alexej war der erste, der es nicht mehr aushielt. Er setzte sich auf, steckte die Hände unter die Achseln und sagte düster: „Bei den Klassikern habe ich gelesen, daß Mücken und Gnitzen schon mal Menschen aufgefressen haben sollen..."
Wir richteten uns auf. In Gedanken sahen wir unsere gequälten, von Mücken durchlöcherten Körper vor uns. Nur zwei Dinge würden übrigbleiben — das Beil und die Stiefel von Kowalenko. „Ganz einfach", sagte ich zu meinen Kameraden, „die hiesigen Mücken können Qualm ganz und gar nicht vertragen. Davon kriegen sie gleich Erstickungsanfälle und Allergie. Wir müssen uns nur näher ans Feuer setzen." „Das hättest du gleich sagen sollen!" knurrte Kowalenko. Wir rutschten ans Feuer, doch auch dieser Schachzug verbesserte unsere Lage nicht. Die Mücken flogen furchtlos in die dichtesten Stellen des Rauchvorhanges, in denen wir selbst es kaum länger als einige Sekunden aushalten konnten. Dann griffen sie wieder an. Nur ein einziger Ausweg war uns nach alledem noch offen: Ins Feuer setzen, in höchsteigener Person. Wir standen auf und gingen so nahe ans Feuer heran, daß wir in seiner direkten Nähe beinahe in Flammen aufgingen. Als es brenzlig roch, drehten wir uns um, boten die Brust oder den Rücken den Mücken zum Fraße dar, jeweils die andere Seite dem Gebratenwerden aussetzend. Wir hätten noch versuchen können, uns bis zum Kopf in die Erde einzugraben, doch wir hatten keine Spaten mit. Ich beschloß, die Mücken zu überlisten. Urplötzlich sprang ich vom Lagerfeuer weg zur Seite in die Dunkelheit und vollführte einen kleineren Dauerlauf. Bestimmt bin ich dabei zu schnell gerannt; denn als ich hin-

Drei in der Taiga

fiel und über einen umgefallenen Baum stürzte, war der Aufprall sehr heftig. Als ich platt auf der Erde lag und mich langsam wieder aufraffte, zwackten mich die Mücken munter weiter. Noch mehr zerstochen kehrte ich zu meinen Kameraden zurück. Sie berieten gerade die von mir praktizierte Taktik. Wir faßten den Entschluß, so lange auszuharren, bis wir umfielen. Dabei war uns schon egal, wohin wir fallen würden — ins Lagerfeuer oder daneben. Als es zu tagen begann, flogen die Mücken in alle Richtungen davon. Wir aber fielen total entkräftet auf unser Birkenreisiglager und schliefen sofort ein.

Geweckt wurden wir von der Morgenkühle. Es war halb sechs, ganze anderthalb Stunden hatten wir geschlafen. Das Feuer war fast erloschen, und nur ein dünner Rauchfaden zeugte davon, daß sich in seinem Innern noch Wärme verbarg. Wir versorgten es mit neuer Nahrung. Dabei kam uns der Gedanke, daß es nicht schlecht wäre, wenn wir selbst etwas zu essen hätten. Wir blickten ringsumher, ob sich nicht in der Nähe etwas Eßbares finden ließe. „Ein Birkenpilz!" stöhnte Kowalenko auf. Mit der Behendigkeit eines Pilzsammlers, der seinen ersten Pilz in der Saison gefunden hat, stürzte er sich in das Gras, zu den Wurzeln einer alten Birke, in deren Schatten wir unsere erste schwere Nacht verbracht hatten. Er richtete sich wieder auf — triumphierend, in jeder Hand einen Pilz haltend. „Wir müssen noch ein paar von der Sorte sammeln, dann haben wir ein ausgezeichnetes Frühstück", meinte Alexej.

Nach einer Viertelstunde hatten wir soviel beisammen, daß es für eine Mahlzeit reichte. Ich muß zugeben, besondere Mühe haben wir uns beim Säubern der Pilze nicht gegeben, sonst wären wir erst zum Abendbrot mit dieser Arbeit fertig gewesen.

Alexej stellte den Topf aufs Feuer, nahm sein Jagdmesser, an dem auch ein Löffel befestigt war, und schöpfte von Zeit zu Zeit den schmutzigen Schaum ab. Als die Pilze gar waren, nahm Alexej eine Kostprobe — Tolja und ich beneideten ihn in diesem Augenblick unaussprechlich — und sagte schließlich nicht ganz überzeugt: „Wenn ihr mich fragt — es schmeckt sehr gut..." Wir kosteten, fanden auch, daß der Brei tatsächlich von ungewöhnlichem Geschmack war. Nur — irgend etwas fehlte. Wir kamen zu dem Schluß, daß es angebracht wäre, wenigstens ein bißchen Salz zuzugeben. Das Salz hütete ich mit äußerster Strenge, und ich hatte mir geschworen, die kleine Arzneiflasche, in dem es sich befand, nur in dringenden Fällen hervorzuholen.

Sorgfältig schütteten wir ein paar Krümel Salz in den Topf, mit Argusaugen wachte ich darüber, daß nicht ein Kristallkörnchen an den Fingern haften blieb. Alexej rührte das ganze um, und wieder kosteten wir. Diesmal war die Meinung einhellig und entschieden: „Als ob wir kein Salz drin hätten!" Der Blick, den Alexej dabei auf das Arzneifläschchen mit dem kostbaren Inhalt warf, war so vielsagend, daß wir alle begriffen — der ganze Inhalt hätte noch nicht ausgereicht für den großen Topf. Ich versteckte das Fläschchen etwas weiter weg und kostete noch einmal.

„Ja, natürlich... Doch, was ist schließlich Salz? Warum salzen die Leute ihre Speisen? Das ist doch nur Angewohnheit. Dabei noch eine sehr schädliche. Für den Menschen ist das Salz, das in natürlicher Form in den Lebensmitteln enthalten ist, vollauf ausreichend."

Alle diese Überlegungen teilte ich meinen Kameraden mit, doch aus irgendeinem Grund nahmen sie diese Kunde recht matt auf. Um ein Beispiel zu geben, aß ich entschlossen fünf oder sechs Löffel von dem Pilzgericht — mehr schaffte ich nicht, Alexej aß auch ein bißchen, aber Tolja sagte: „Ich esse nichts. Auch zu Hause esse ich nach Möglichkeit keine Pilze..."

Alexej aber machte von seiner Autorität als Arzt Gebrauch und zwang ihn, einige Happen zu essen.

Wenn man es richtig überlegte — diese Pilze waren eine Gemeinheit... Bestimmt dachten wir alle gleichermaßen darüber, doch nach außen hin beteuerten wir eifrig, daß die Pilze trotzdem ganz gut schmeckten und vor allen Dingen sehr nahrhaft seien. Also konnte man das Nahrungsproblem für die Zeit der Expedition als abgeschlossen betrachten.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, war es an der Zeit, sich auf den Weg zu machen. Obwohl wir uns lieber hingelegt und noch etwas geschlafen hätten, solange uns die Mücken in Ruhe ließen. Doch gleich tauchte eine neue Frage auf: In welcher Richtung wollen wir uns eigentlich bewegen? Nicht schlecht wäre es, wenn wir uns orientieren könnten, bestimmen, wo Norden und wo Süden ist. „Bestimmen wir die Himmelsrichtungen nach dem Stand der Sonne", sagte Kowalenko. Wie ein Mann richteten wir unsere Blicke gen Himmel. Doch der war durchweg mit Wolken verhangen. Ich eröffnete meinen Kameraden, daß ich einige sicher erprobte Methoden zur Bestimmung der Himmelsrichtung im Wald wüßte. Beispielsweise das Moos an alten Bäumen, das immer an der Nordseite des Stammes wachse! Oder an der Südseite. Welche es wirklich war, hatte ich vergessen. Doch das war zunächst unwichtig. Wir mußten erst einmal einen Baum mit Moos finden. Ich durchsuchte einige Hektar der Taiga, kehrte schweißbedeckt zurück und konnte meinen Kameraden nur die traurige Nachricht bringen, daß ich nicht einen moosbedeckten Baum entdeckt hatte. Bestimmt litten die hiesigen Bäume an einer heimtückischen Krankheit, die sie mooslos sein ließ. Diese Gedanken äußerte ich bei meinen Kameraden. Sofort konterten sie: Ich litte wahrscheinlich selbst an einer Krankheit, da ich diesen Baumstumpf und den dazugehörigen Stamm nicht gesehen hätte, durch den ich in der Nacht beinahe zum Invaliden geworden wäre.

Beim näheren Betrachten stellte ich fest, daß der Stubben tatsächlich mit Moos bewachsen war. Doch es bedeckte den Baumstumpf auf seiner ganzen Oberfläche. Dann untersuchte ich aufmerksam den Baum und entdeckte, daß das Moos ausschließlich auf der Seite wuchs, die der Erde zugekehrt war. Stumm wies ich mit dem Finger auf diese unerklärliche Erscheinung der Natur. Vielleicht konnte Tolja, unser Kandidat der Wissenschaften, erklären, wie es kommt, daß der Norden (oder Süden) sich zu unseren Füßen befindet. „Das macht die Feuchtigkeit", erklärte Kowalenko. Ja, Nässe gab es in der Taiga mehr, als uns lieb war... Auf jeden Fall litten wir nie unter Mangel an Wasser.

Also mußte ich meine letzte Methode zur Bestimmung der Himmelsrichtung preisgeben, die ich noch in Reserve gehalten hatte — nach den Kronen der Bäume. An ihrer südlichen Seite — das wußte ich diesmal genau — sind sie viel dichter. Wir betrachteten sorgfältig die Krone der nächststehenden Kiefer, und unsere Meinungen gingen in vier Richtungen auseinander (ich selbst hatte zweimal eine andere Stelle für dichter angesehen). Da ein Übereinstimmen der Meinungen nicht zu erzielen war, erklärten wir das vorliegende Baumexemplar für nicht typisch und besichtigten den nächsten Baum. Doch auch hier bot sich das gleiche Bild. Die Kronen anderer Bäume wiederum waren so dicht miteinander verflochten, daß es uns vor den Augen flimmerte. Schließlich gaben wir auf und gingen einfach geradeaus, immer der Nase nach.

„Müssen wir uns eben ein Instrument anfertigen", murmelte Kowalenko mehr für sich selbst.

„Was für eins?" Voller Hoffnung fragten es Alexej und ich. „Das erfahrt ihr noch früh genug", wich unser Gelehrter aus.

Fortsetzung im nächsten Heft

Fotos: Leonid Repin

Also wurde beschlossen:

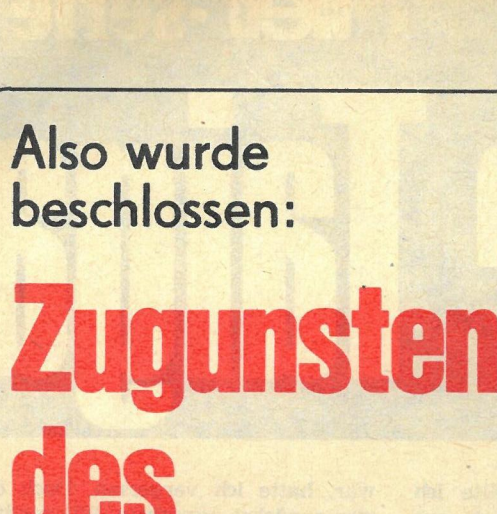
Zugunsten des Baumes

Grundgesetz über den Wald

Artikel 1 Jeglicher Besitz an Wald innerhalb der Grenzen der RSFSR ist für immer abgeschafft.

Artikel 2 Wälder, die Privatpersonen und Gesellschaften gehören, werden ohne jede Abstandszahlung . . . zum allgemeinen Besitz der RSFSR erklärt . . .

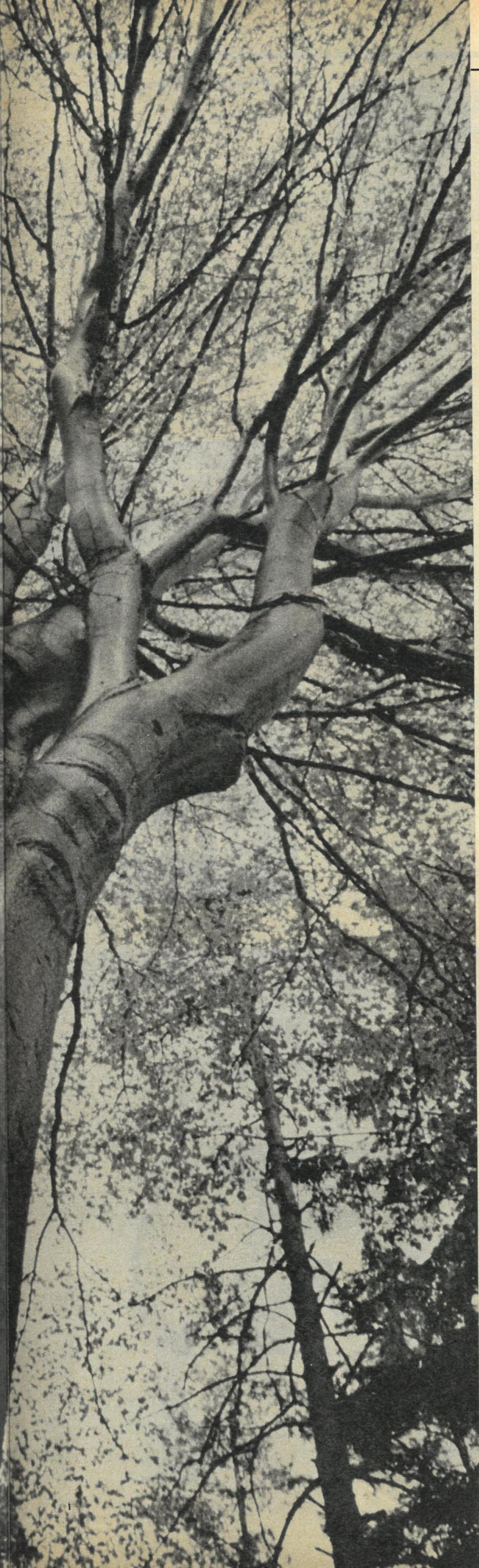
Rat der Volkskommissare, 14. Mai 1918
gez. W. I. Uljanow (Lenin)



Laut Protokoll der Genossen Belniki, Iwanytschew und Gabalin wurde festgestellt, daß auf Anweisung des Leiters des Sanatoriums, Gen. Wewer, am 14. Juni 1920 im Park des Sanatoriums eine völlig gesunde Fichte gefällt worden ist.

Wegen einer derartigen Schädigung sowjetischen Eigentums ordne ich an, Gen. Wewer, Leiter des Sanatoriums beim Sowjetgut Gorki,
für 1 Monat in Haft zu nehmen.
14. VI. 1920

Der Vorsitzende des Rats für Arbeit und Verteidigung
W. Uljanow (Lenin)



Frühjahr 1918. Sowjetrußland im Würgegriff des Imperialismus. Deutsche Armeen marschieren in die Ukraine, in Belorußland ein. Briten, Franzosen, Amerikaner besetzen Murmansk und Archangelsk. Japanische Okkupationstruppen landen in Wladiwostok ... Lenin organisiert den Kampf zur Verteidigung der jungen Sowjetmacht, und zur gleichen Zeit widmet er der Natur bereits größte Aufmerksamkeit. Denn eben in jenen Tagen verabschiedet der Rat der Volkskommissare ein „Gesetz über den Wald". Es schafft jeden Privatbesitz an Wald ab und bildet die Grundlage für die künftige sinnvolle Verwendung des Naturreichtums Holz. Von den ersten Tagen ihres Bestehens an war es der Sowjetmacht niemals gleichgültig, wie die vorhandenen Naturschätze von der Gesellschaft genutzt werden!

Zwei Jahre später. Noch immer ist Krieg. Noch immer müssen sich Kommunisten und Rotarmisten der wütenden Angriffe der Interventen und konterrevolutionären Banden erwehren. In dieser Zeit erhält Lenin davon Kenntnis, daß im Park eines Sanatoriums unbegründet, ohne Notwendigkeit ein Baum gefällt wurde, und veranlaßt die Bestrafung des Verantwortlichen. Kampf für den Sozialismus, für das Überleben der neuen, gerade erst im Entstehen begriffenen Gesellschaftsformation wäre sinnlos, würde nicht am ersten Tage ihres Weges der Erziehungsprozeß beginnen für eine richtige Einstellung zum gemeinsamen Eigentum, zu den allen gehörenden Werten. Ob sie nun von der Natur beschert oder Ergebnis harter Arbeit sind ...'

Konsequenter Schutz der Natur wurde Bestandteil und Anliegen aller Fünfjahrpläne. Durch planmäßige Aufforstung und Anlage augedehnter Schutzwaldgürtel erweiterte die UdSSR ihre Waldfläche auf 750 Millionen Hektar — das ist etwa siebzigmal soviel wie das Territorium der DDR und entspricht 22 Prozent der Gesamtwaldfläche der Erde. Zwei Gesichtspunkte haben Vorrang: Holz ist ein begehrter, wertvoller Rohstoff. Sowjetische Wissenschaftler errechneten, daß ein Mensch unserer Tage während seines Lebens etwa 200 ausgewachsene Bäume verbraucht. Rund 12 000 Erzeugnissse werden immerhin aus Holz hergestellt: Möbel, Papier, Futtermittel ... Da die UdSSR der größte Exporteur dieses Rohstoffes ist — sie beliefert etwa 70 Länder —, kommen auch wir in den Genuß des Waldreichtums unseres Bruderlandes.

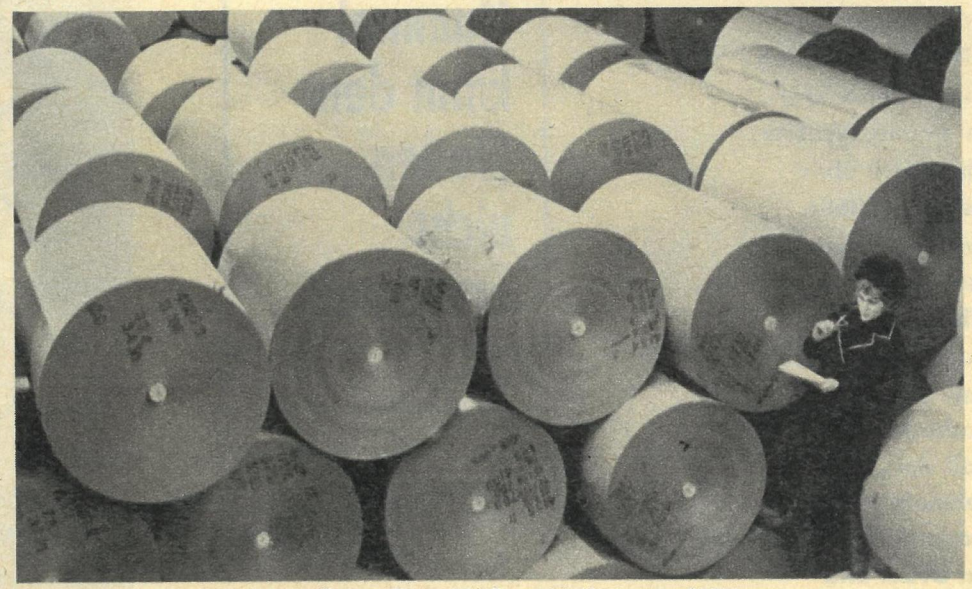
Zum anderen dient der Wald der Aufrechterhaltung des ökologischen Gleichgewichts der Natur, der Erholung und Freizeit. Deshalb gehören zur planmäßigen Forstwirtschaft, so steht es selbstverständlich auch im 10. Fünfjahrplan, die rationelle Gewinnung von Nutzholz, die technische Neuausstattung der Forstwirtschaft, ihre Chemisierung, die Aufforstung und Trockenlegung versumpfter Waldflächen, der Schutz vor Bränden, vor Schadinsekten und Krankheiten.

So ist damals wie heute in der Sowjetunion der Schutz des Baumes eine wesentliche Regierungsangelegenheit.

NOTIZEN ÜBER DEN SOWJETISCHEN WALD

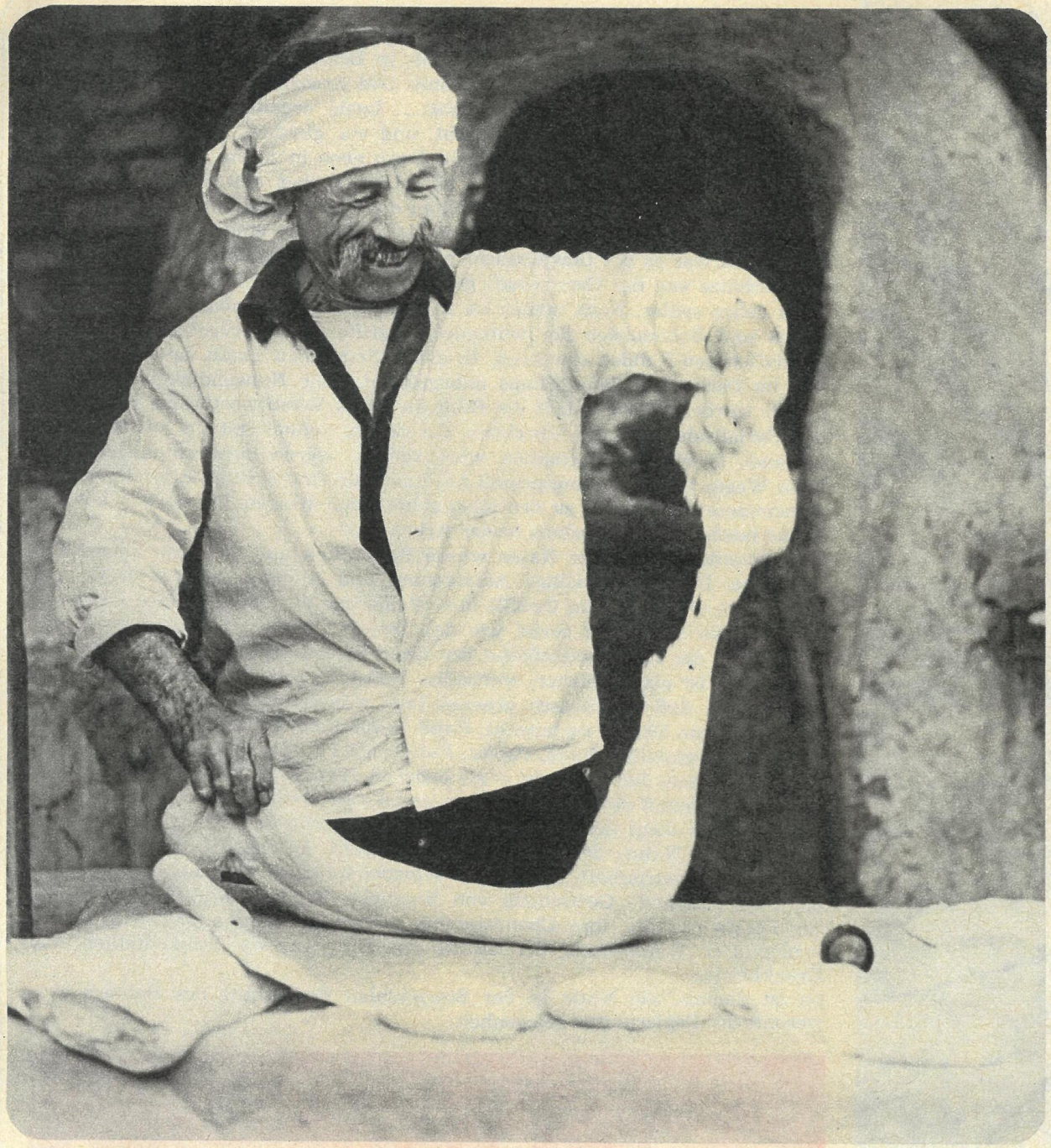
- Die UdSSR verfügt über 750 Millionen Hektar Wald, das ist ein Drittel ihres gesamten Territoriums.
- Der gegenwärtige Holzvorrat wird auf 80 Milliarden Festmeter (ein Festmeter = ein Kubikmeter fester Holzmasse) geschätzt.
- Jährlich beträgt die Holzproduktion 400 Millionen Festmeter, davon 112 Millionen Festmeter Bauholz.
- Die RGW-Länder importieren jährlich etwa 33,5 Millionen Festmeter Holz aus dem holzreichsten Land.
- Rund 17 000 Pflanzenarten sind in der UdSSR heimisch.
- Über 100 große Naturschutzgebiete bestehen in den verschiedensten geographischen Zonen der Sowjetunion.

Papier aus dem Holzindustriekomplex Bratsk



Text: Karl-Georg Eickenjäger Fotos: Peter Meißner, M. Kuchtarew/APN

Fotos: W. Sadshikow, I. Dronow



Ein Brot wie mein Brot

Kubidshan Kasymow demonstriert die ehrwürdige Kunst des Brotbackens. Der Teig aus Mehl, Salz und Wasser wird gründlich durchgeknetet, die runden Fladen taucht der Bäcker in warmes Wasser, ehe er sie über der Feuerstelle an die gehärteten Innenwände klebt. Übrigens: Eine wunderbare Feinheit der Krume wird dadurch erreicht, daß der „primitive" Lehmofen jeden modernen Gasbackherd an Druck und Hitzegraden übertrifft.

Der fetteste Hammel kann den Fladen nicht ersetzen.

Sprichwort
aus Mittelasien

„Wissen Sie, was ein Tandyr ist? Sehr einfach: eine als Backofen gebaute Lehmglocke, die schon erfunden wurde, als unsere Vorfahren vom Mehlbrei zum Brot übergingen, vor drei-, viertausend Jahren oder noch früher. Frisch muß das Fladenbrot gegessen werden, mit Fruchtmus oder Honig. Man kann es auch in die Suppe tunken. Was ich am liebsten habe? Das ungesäuerte aus dem Mehl verschiedener Hirsesorten. Beim Geschmack spielt sogar das Reisig mit, das mein Freund Dschafar zum Heizen vom Bachufer holt. Wenn die Kundschaft mir den letzten Fladen aus den Händen gerissen hat, wird ein Topf Hammelfleisch in den Ofen geschoben, mit viel Gemüse und einer Haube aus Teig. Das läßt keiner stehen . . ." Also spricht der Meister Kasymow. Sein Ruhm reicht weit hinaus über die kirgisische Stadt Basar-Kurgan. Von den Künstlern, die in Ton schaffen, in Stein, Holz oder Erz, unterscheidet er sich insofern, als seine Produkte nicht der Nachwelt überliefert werden; sie leben nur weiter in der Erinnerung der Konsumenten . . . Die Frage erhebt sich, ob künftige Generationen solchen Genuß noch aus eigener Erfahrung kennen werden. Keine Bange – die Zukunft des Tandyrs ist gesichert, neuerdings sogar durch eine mobile Ausführung: kleine, auf Schubkarren montierte Backöfen zum Gebrauch durch Hausgemeinschaften.

Die Begegnung

Als mir Valentin Grigorjewitsch Ende vorigen Jahres in Irkutsk seine Erzählung „Die Begegnung" zur Veröffentlichung in unserer Zeitschrift übergab, wußten wir beide nicht genau, ob wir uns so bald wiedersehen würden. Nun trafen wir uns in Leipzig zur Messe. Allerdings, viel Zeit hatten wir nicht, denn kaum hatte Valentin Grigorjewitsch in Berlin-Schönefeld den Fuß auf die Gangway gesetzt, da mußte er sich schon den Gesetzen der Publicity unterordnen. Hat sich ein Schriftsteller einmal in einer aufrüttelnden Weise mit künstlerischer Kraft zu Wort gemeldet, so gehört er nicht mehr sich selbst — dann ist er ein Mann der Öffentlichkeit und hat dieser Rede und Antwort zu stehen.

Plötzlich, ganz plötzlich, es ist noch nicht so lange her, tauchte der sibirische Erzähler Rasputin aus dem fernen Irkutsk im öffentlichen Bewußtsein auf. Mit seinen Erzählungen „Leb und vergiß nicht", „Geld für Maria" und „Die letzte Frist", in viele Sprachen übersetzt, in der DDR, der BRD, in Frankreich, Italien und den Niederlanden veröffentlicht, wurde er berühmt. Viele seiner Schriftsteller-Kollegen erkennen in ihm ein großes Talent. Weil er offenen Herzens brennende moralische Probleme im Miteinander der Menschen aufgegriffen hat, erhielt er 1977 den Staatspreis der UdSSR und wurde als Volksdeputierter gewählt.

Sein erster Erzählungsband, beim Verlag Volk und Welt erschienen, war in wenigen Wochen vergriffen. Welcher jüngere sowjetische Schriftsteller hat in so kurzer Zeit eine so zahlreiche Lesergemeinde gewonnen? Wie ist dieser Erfolg zu erklären? Die große Resonanz eines Autors, der mit vierzig Jahren erst am Anfang seiner literarischen Wirksamkeit steht, hat, so glaube ich, zwei Gründe: Die in seinen Werken im Mittelpunkt stehende Frage nach der Identität von wissenschaftlich-technischem und menschlich-gesellschaftlichem Fortschritt geht einem allgemeinen Existenzproblem der Gegenwart auf den Grund. Rasputin sprach, als ich ihn nach der Ursache seines so überraschend erfolgreichen Debüts ausforschte, davon, daß die Widersprüche und Probleme die Schriftsteller hervorbringen würden und nicht umgekehrt. Die Ausgangsposition, die Fragestellung unseres Autors und seine außerordentliche Gestaltungskraft haben das öffentliche Bewußtsein herausgefordert. Er hat in künstlerisch-gültiger Form ausgedrückt, was die Leute von heute bewegt, was sie denken und fühlen, wovon sie sprechen, was sie quält, was ihren Alltag belastet. Und wenn er von seinen Sibirjaken erzählt, dann meint er auch uns. So eilten sein Ruf und sein Ruhm ihm voraus, noch ehe er in Berlin aus dem Flugzeug stieg mit der Überraschung und Verwunderung, das Grün der Wintersaat und die ersten Knospen des Frühlings zu erblicken, dieweil die Natur seiner großen und geliebten Heimat noch unter Eis und Schnee verborgen ist. So wurde er auch in Leipzig als längst vertrauter Freund erwartet und empfangen. Als ein kritischer, strenger Freund, müßte man noch hinzufügen, denn er blieb auch provokatorischen Fragen keine Antwort schuldig. Da saß er wie ein Eisbär, der sich, wie er sagte, aus der Arktis in tropische Gefilde versetzt fühle, scheinbar brummig, nachdenklich, und hörte zu — aber dann funkelten plötzlich seine Augen kampflustig, denn er selbst war es doch eigentlich, wie er uns hinterher bekannte, der seine Leser provozieren will. In allem, was er sagte, ist Herausforderung, selbst in der romanhaften Einzelheit seiner Herkunft. Ein polnischer Revolutionär, vom Zaren verbannt nach Sibirien, war sein Urgroßvater. In irgendeiner Kneipe kaufte der sich ein zwölfjähriges Zigeunermädchen, das ihm mit vierzehn ein Mädchen gebar. Das war dann Valentins Großmutter. Auch tungusisches Blut fließt in seinen Adern. Rasputin hat etwas von der Kraft und dem Phantasiereichtum, vom rauhen Wirklichkeitssinn und der feinen Gabe der Imagination seiner Vorfahren. Er besitzt diese Urwüchsigkeit und Sittlichkeit des sibirischen Dorfbewohners, die

Messestadt und Schaufensterbummel mit dem sibirischen „Eisbären". Der Fotograf hielt die oft staunenden Augen vor dem Bläserchor des Alten Rathauses, vor dem Faß in Auerbachs historischem Keller, vor dem jungen Goethe auf dem Postament des Naschmarktes (siehe Foto links), vor dem einst illustren „Coffe Baum" im Fleischergäßchen fest, „registrierte" auch das Lachen, das Rasputins Geschichtchen von seiner Großmutter bei uns auslöste, die sich vor den nackten Schaufensterpuppen in Irkutsk bekreuzigt habe.

Beobachtet von unserem Dolmetscher Wolfgang Grella

Gleichnamige Erzählung finden Sie auf den nächsten Seiten

sich in ihm verbinden mit dem Verantwortungsbewußtsein und der menschlichen Haltung eines modernen Sowjetbürgers. Das sagt sich so leicht dahin — ist aber in Wirklichkeit schwierig. Das setzt Mut und Beharrlichkeit voraus, Charaktereigenschaften, die Valentin Grigorjewitsch in seinem Werk, aber auch als Mensch bewiesen hat. Er wird es schwer haben meinen manche, ob seiner Ecken, ob der ungewöhnlichen Sprache, des schicksalhaften Gestus' seiner Erzählungen.

Aber ist es denn so abnorm und so übel, es schwer zu haben? Nicht wenige junge, im Sozialismus aufgewachsene Menschen betrachten die Gesellschaft als eine Art Amme, die ihnen alle Hindernisse aus dem Weg räumt und sie mit all dem bedient, was sie für wünschenswert halten. Wir wissen, es ist nicht gut, wenn einer es so leicht hat. Wir wissen aber auch, daß es stolz macht, sich durchzusetzen, seinen verantwortungsvollen Rufen Geltung zu verschaffen.

Wenn Valentin Grigorjewitsch die DDR verläßt, wird er ganz sicher noch mehr gehört und gelesen werden. Sein Roman „Abschied von Matjora", der nächstes Jahr herauskommen wird, aus dem wir in Leipzig ein Kapitel hörten, müßte wahrscheinlich eine sechsstellige Auflagenhöhe erklimmen, um den Lesehunger zu befriedigen. Valentin wird neben Skeptikern oder gar Gegnern auch eine große Anzahl Freunde zurücklassen, unter denen ich mich zweifellos befinde, obwohl sich eine ganze Menge neuer kritischer Fragen bei mir angesammelt hat, die ich wohl wegen des permanenten Belagerungszustandes, in dem sich Valentin hier bei uns befindet, vorerst nicht loswerden kann. Also heben wir uns das für die nächste Begegnung auf und für die nächsten Geschichten.

Helmut Zemke

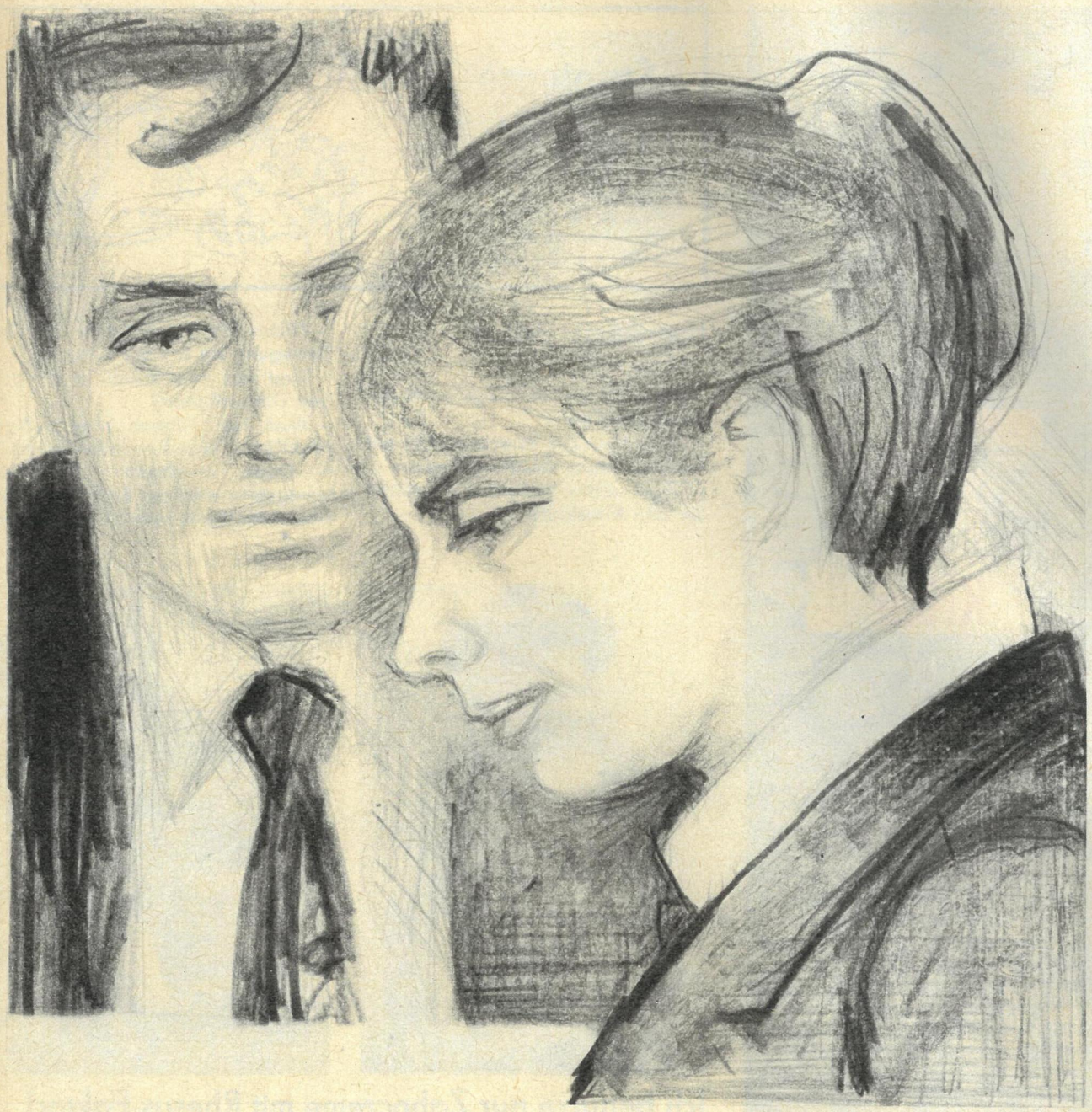
Fotos: Hannes Schreiber

Ungeduldig drängt sich ein weiblicher Fan an unseren Schriftsteller heran, steckt ihm, nachdem sie ein Autogramm erhalten, einen Ring auf den Finger und küßt ihn auf die Schläfe. Der Sibirjak, kein feuriger Spanier und kein Troubadour, holt, als hätte er damit gerechnet, einen hübschen Modering aus der Jakkentasche und revanchiert sich.

Die Begegnung

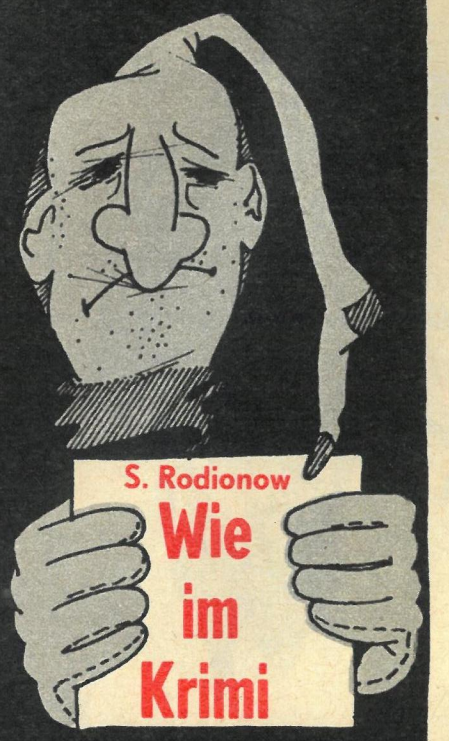
Erzählung von Valentin Rasputin

„Gewiß doch", wiederholte Anna. „Gewiß doch. Wir haben uns wiedergetroffen. Wer hätte das gedacht!"
Nikolai zuckte lächelnd die Schultern.
Sie hatten einander lange gemustert, schließlich hatte Nikolai sich ein Herz gefaßt, war an sie herangetreten und hatte gefragt: „Sind Sie nicht . . .?" „Ja, bin ich", hatte sie geantwortet, „aber woher kennen Sie mich?" „Ich bin derjenige, falls Sie sich an so einen erinnern, immerhin sind inzwischen viele Jahre vergangen." „Oh", rief sie aus, „ich habe Sie wiedererkannt, schon als ich fragte, woher Sie mich kennen. Sie sind nicht mal dazugekommen, mir zu antworten." Sie reichte ihm die Hand. „Gewiß doch, gewiß doch, wir haben uns wiedergetroffen", sagte sie voller Staunen, „was nicht alles vorkommt auf der Welt! Wer hätte das gedacht!"
Das Klingelzeichen rief die Leute in den Saal. Das erste Klingelzeichen. Sie schienen es nicht gehört zu haben. „Wohnen Sie immer noch dort?" fragte er. „Immer noch", antwortete sie, „ich bin nicht weggezogen, und jetzt ist es zu spät dazu. Und wo wohnen Sie?"
„Ich wohne auch dort. Als ich aus dem Krieg kam, bin ich gleich dorthin gezogen. Das ist inzwischen mehr als zwanzig Jahre her."
„Das wußte ich nicht", sagte sie. „Wir wohnen also im gleichen Gebiet, und ich habe keine Ahnung davon."
Das zweite Klingelzeichen. Sie blickte lächelnd zum Saal hin. Jetzt mußten sie gehen. Nach der Pause gab es mehr freie Plätze im Saal als vorher, und sie setzten sich in die letzte Reihe, wo sie sich unterhalten konnten. Der Redner begann sofort wieder.
Er war zu dieser Gebietskonferenz der Aktivisten aus der Landwirtschaft von einem Ende des Gebietes gekommen, sie vom anderen. Ohne die Konferenz hätten sie sich wahrscheinlich nie getroffen.
Sie vernahmen zwar die Stimme des Redners, ihm zuzuhören langweilte sie, und darum schauten sie einfach nur zu, wie er redete. Nikolai blickte Anna verstohlen von der Seite an, betrachtete ihr Gesicht. Sie spürte seinen Blick und wandte sich ihm mit einem zaghaften, halben Lächeln zu, das jeden Augenblick ihr Gesicht glätten würde.
„Der quasselt und quasselt, aber was er sagt, versteht kein Mensch", sagte er, um überhaupt etwas zu sagen.
„Hm." Sie gab ihm recht. „Warum haben sie keinen genommen, dessen Stimme kräftiger ist? Wenn unser Vorsitzender spricht, muß man zuhören, ob man will oder nicht. Das reinste Donnergrollen."
Sie beugten sich vor und lachten gelöst.
„Ihr habt immer noch den Kolchos?" fragte er.
„Ja. Vor drei Jahren hieß es, sie wollten einen Sowchos aufmachen. Anscheinend haben sie's sich anders überlegt, jetzt ist davon keine Rede mehr."
„Was machst du eigentlich?" Er war zum du übergegangen.
„Ich bin Melkerin. Schon eine halbe Ewigkeit, bald fünfzehn Jahre."
Im Saal herrschte allgemeines Gemurmel, so daß der Redner kaum noch zu verstehen war. Der Vorsitzende des Präsidiums runzelte die Stirn, nahm die kleine Glocke vom Tisch und läutete.
„Bist du im Hotel abgestiegen?" fragte Nikolai.
„Nein", flüsterte Anna, zum Präsidenten gewandt. „Ich habe eine Tante, bei der wohne ich."
Er lachte.
„Sei nicht nervös."
„Sie werden schimpfen", sagte Anna verlegen. „Und wo wohnst du? Im Hotel?"
„Ja."
Wortlos und unauffällig betrachteten sie einander, plötzlich beugte Nikolai sich vor und fragte:
„Wollen wir nicht nach Schluß zu mir gehen?"
„Warum denn?" Ihre Frage verriet Mißtrauen.
„Um uns zu unterhalten. Was heißt überhaupt: Warum denn? Wir haben uns schließlich Jahre nicht gesehen! Wir setzen uns in eine Ecke, wo uns keiner stört und plaudern."
„Ich weiß nicht recht."
„Was weißt du nicht?"
„Was man machen soll."
„Bist du eine Hinterwäldlerin geworden?" Er staunte. „Wie ein kleines Mädchen. Wenn ich mich recht erinnere, warst du früher kein solcher Angsthase."
„Fang nicht so an", bat sie. „Also von mir aus. Ich komme mit, du wirst mich schon nicht fressen."
„Natürlich fresse ich dich nicht."
In der Pause zogen sie sich an und gingen Draußen, auf der Straße, begann es bereits winterlich zu dämmern, doch es war warm. Das Tauwetter, das in den wenigen Stunden, die sie in der Konferenz zugebracht hatten, eingesetzt hatte, weckte Verwunderung. Das im Dezember! Ende Dezember, Wintermitte. Nicht zu glauben.
Die Menschen schlenderten ausnahmslos ohne Eile durch die Straßen, in beide Richtungen. Sie erholten sich von den Frösten und der beständigen winterlichen Hast. Im fahlen Schein der Lichter tanzten in der Luft vereinzelte flauschige Schneeflöckchen. Überbleibsel vom jüngsten Schneefall. Sobald sie auf die Erde fielen, verschwanden sie jedoch. Die Autos fuhren fast lautlos, es hatte den Anschein, als schlichen sie vorsichtig dahin.
Nikolai und Anna stiegen in den Bus. Sitzplätze gab es keine, und sie mußten stehen. Anna sah gebückt zum Fenster hinaus auf die vorübersausende Straße. Von hier schien sie glitzernd und belebt.
„Setz dich." Nikolai schob Anna sanft zu einem Sitzplatz, von dem eine Frau aufgestanden war.
Sie lehnte ab. „Ich bleibe stehen. Du sagst doch, es ist nicht weit, also kann ich stehen."
„Setz dich, tu nicht so, als wärst du ein junges Ding."
Sie setzte sich und guckte lachend zu ihm auf.
„Feiner Kavalier!"
„Was denkst du?" Er zwinkerte ihr zu. „Am Ende behauptest du, ich wäre damals ein schlechter Kavalier gewesen."
„Ich weiß nicht", sagte sie und blickte ihn verschmitzt an.
„Du solltest dich erinnern."
„Ich erinnere mich nicht."
Er spielte ihr Spiel mit und sagte: „Wir sind auch jetzt noch keine Greise."
„Darauf läuft es aber hinaus. Was soll's! In zwei Jahren bin ich fünfzig, ich hab's hinter mir."
„Ich trage meine fünfzig schon auf dem Buckel, habe nicht ein Jährchen verloren, aber beklagen, das gibt's nicht", sagte er munter. „Wir könnten noch fünfmal heiraten."
„Hör auf. Du redest was zusammen."
„Was denn? Genauso ist es."
Der Bus schlingerte, und Nikolai hielt sich unwillkürlich an Annas Schulter, er nahm die Hand nicht gleich zurück. Anna krümmte sich und wandte sich ihm erwartungsvoll zu.
„Erschrocken?"
„Aber nein. Wovor?"
„Steh auf", sagte er. „Wir müssen raus."
Auf der Straße war es inzwischen stockfinster, und nur vom Schnee, der frisch und weiß war, kam ein gleichmäßiges bläuliches Leuchten. Anscheinend war es noch wärmer geworden, unwillkürlich brachten sie den winterlichen Schneeregen mit ihrer Begegnung in Zusammenhang.
Den Weg zum Hotel legten sie wortlos zurück. Vor den breiten erleuchteten Fenstern kreisten Schneeflocken. Anna schlurfte mit einem Bein über den Schnee und hinterließ eine geschlängelte Spur. Nikolai sah ihr zu und lächelte gutmütig. Vor der Tür blieb sie stehen und sagte ernst:
„Schrecklich."
„Komm, was soll hier schrecklich sein?"
„Bestimmt heißt es gleich: Du bist weder seine Schwester noch seine Frau, warum gehst du mit?"
„Du wirst sehen, niemand sagt was. Komm."
Sie gingen hinauf in den ersten Stock, durch einen langen, schmalen Korridor bis zu dessen äußerstem Ende. Anna ging voraus, sie blickte sich dauernd um. Während Nikolai sein Zimmer aufschloß, lehnte sie sich an die Wand. Er öffnete ihr die Tür.
„Hier wohne ich."
„Guck mal an!" Sie staunte und blinzelte in das grelle Licht. „Du wohnst ja wie ein Minister."
Er lachte selbstgefällig.
„Nein, wirklich. Ich war noch nie in so einem Zimmer. Telefon, Stores, Sessel. Wohnst du hier tatsächlich ganz allein?"
„Allein."
Sie schüttelte vor Staunen den Kopf.
„Leg ab", sagte Nikolai. „Ich bin gleich wieder da."
Er verschwand. Anna zog den Mantel aus. Sie blickte sich im Zimmer um und setzte sich an den Tisch, stand aber sofort wieder auf und trat ans Fenster. Das Fenster ging auf den Hof hinaus, der nicht mit Kästen und Tonnen vollgestellt war. Wie auf einem Feld lag lockerer, nicht festgetretener Schnee. Sie blickte lange auf den Schnee, schließlich drehte sie sich vom Fenster weg. Als sie neben sich das Telefon entdeckte, strich sie behutsam über seinen klammerartig gekrümmten grünen Hörer.
Von draußen hörte man Schritte. Anna erschrak und setzte sich schnell in den Sessel. Nikolai trat schnaufend ein und stellte zwei Flaschen Wein auf den Tisch und viele kleine Päckchen.
„Wozu das?" Annas Staunen war gespielt.
„Um zu feiern, Anna."
„Bist du verrückt geworden?"
Er schnüffelte fröhlich:
„Werd' du es auch schnell, damit wir beide verrückt sind."
„Wohin mit soviel Wein? Überleg doch mal!"
„Er wird schon alle werden."
Betroffen und neugierig guckte sie zu, wie er Brot und Wurst schnitt, die Flaschen und Dosen öffnete. Die Betroffenheit wich in der Zwischenzeit. Sie lächelte, ertappte sich dabei und löschte das Lächeln sogleich. Doch es kehrte im nächsten Augenblick wieder, und sie fragte herausfordernd:
„Wir wollen also feiern?"
„Ja, Anna, feiern."
„Hm, hm." Sie machte eine einladende Handbewegung. „Na, dann mal los. Es heißt ja wohl, man lebt nur einmal."
„So ist's recht, das paßt zu uns."
Er goß Wein in die Gläser, rieb sich die Hände und betrachtete den Tisch .
„Rück ein bißchen heran, Anna. Komm. Auf unsere Begegnung! Nimm dein Glas. So viele Jahre haben wir uns nicht gesehen."
„Auf unsere Begegnung!" wiederholte sie.
Sie stießen an und tranken ihre Gläser leer. Anna hatte die Augen geschlossen. Sie schlug sie langsam auf und stellte das Glas vor-



sichtig auf den Tisch. Nikolai langte nach der Flasche. Anna versuchte ihn daran zu hindern, doch er schob ihre Hand beiseite.
„Hast du vielleicht die Absicht, mich betrunken zu machen?“ wollte sie wissen.
Er lachte.
„Ich muß mich doch endlich für die Vergangenheit rächen.“
„Für welche Vergangenheit?“
„Dafür, daß du mich nicht geheiratet hast. Hast du das schon vergessen?“
„Vielleicht erinnere ich mich, vielleicht auch nicht.“
„Ich kann dir ja auf die Sprünge helfen.“
Er verstummte gekränkt. Sie richtete die Augen auf ihn, guckte aber gleich wieder weg. Sie waren beide verlegen. „Laß uns trinken“, sagte er. „Vertrinken wir, was gewesen ist. Laß uns feiern, dann ist die Angelegenheit ausgestanden.“
„Laß uns feiern“, stimmte sie zu und hob das Glas. „Ich möchte auf dich trinken, darauf, daß du lebst und gesund bist.“
„Danke.“
„Und darauf, daß es dir auch weiterhin gut geht.“
Sie überlegte einen Augenblick und behielt das Glas in der Hand. Er hustete. Sie setzte an und trank ohne abzusetzen aus. Ihr Blick ruhte auf ihm.
„Ich habe dich nicht gefragt“, sagte sie, „was du jetzt machst.“
„Ich bin Abteilungsmechaniker.“
„Ach du, so richtig ein Chef.“
„Der allergrößte“, scherzte er.
„Und ich bin Melkerin, bald fünfzehn Jahre. Immer in der Farm. Macht nichts, ich hab mich daran gewöhnt, als müßte es so sein.“
„Hast du nach dem Krieg geheiratet, oder nicht?“ fragte er.
„Ich habe geheiratet“, antwortete sie und schwieg gedankenverloren. Sie stützte die Arme auf den Tisch, richtete sich dann aber auf und begann zu erzählen:
„Du hast ihn nicht gekannt, ein Zugereister. Wahrscheinlich hat er mir leid getan. Er war Invalide, hatte nur noch ein Bein. Er tat mir bestimmt leid, und ich nahm ihn in mein Haus. Später habe ich das tausendmal bereut. Zuerst, solange er nicht trank, ging alles gut. Doch dann fing er an zu trinken.“
Sie seufzte und schob das Glas von sich fort.
„Sobald er besoffen war, die alte Leier: Krach, Schlägereien. Ihn stach sogar der Hafer, meinetwegen eifersüchtig zu sein. Als hätte mir der Sinn nach Männern gestanden. Tag und Nacht mußte ich schuften. Du weißt selbst, es war kein Zuckerlecken damals. Ran und nochmals ran. Und was für Männer liefen schon herum — ohne Arme, ohne Beine. Und morgens hieß es wieder: Geht an die Arbeit.
Lassen wir das. Wozu jetzt davon reden.“
„Erzähl doch, erzähl!“
„Den Jungen mochte er nicht“, erinnerte sie sich. „Den Jungen von Iwan, von ihm hatte ich keine Kinder. An dem Jungen hatte er immer was auszusetzen, mal gefiel ihm dies nicht, mal jenes nicht. Er machte mich ganz kaputt. Und ich blöde Gans duldete, dachte, es würde sich mit der Zeit einrenken. Nein. Je länger, desto schlimmer. Wie lange kann man dulden? Einmal ist er auf mich losgegangen, da hab ich es nicht mehr ausgehalten. Ehe mit so einem Kerl, dann schon lieber ganz ohne leben.
Stimmts?“
Nikolai antwortete nicht.
„Da lebt man ruhiger“, sagte sie. „Und seitdem bin ich allein. Man hat um mich geworben, doch ich habe das Schicksal nicht mehr versuchen wollen. Es reicht. Ich hatte zwei Männer, fürs Gute reicht einer. Wenn es nicht sofort gelingt, sollte man nicht hoffen, daß es später besser klappt. Ich lebe allein nicht schlecht, bin mein eigener Herr, es gibt keine Vorwürfe, nicht Zank und Streit. Keiner verliert ein böses Wort über mich und mein Leben. Meinen Jungen habe ich großgezogen, er ist inzwischen erwachsen, hat im vorigen Jahr geheiratet. Da hab ich dir nun mein ganzes Leben erzählt.“
„Gut so.“
„Ach, ich bin richtig betrunken.“ Anna kniff die Augen zusammen, lächelte und wiegte den Kopf hin und her.
„Du meine Güte, ich kippe dir noch um. Ich trinke nämlich nicht oft, gerade an den Feiertagen. Wir Weiber treffen uns, heulen ein bißchen und singen unsere Lieder. Aber wie ist es dir ergangen?“ fragte sie. „Ich schwatze und schwatze und laß dich gar nicht zu Worte kommen. Bist du verheiratet oder rangierst du noch unter Junggeselle?“
„Verheiratet. Wie sollte man dem entrinnen?“
„Deine Frau, ist sie von hier?“
„Nein, ich habe sie aus der Ukraine mitgebracht.“
„Guck an! Die hiesigen scheinen nicht nach deinem Geschmack zu sein.“
Er blickte ihr in die Augen und sagte:
„Es gab mal eine, die nach meinem Geschmack war, die hat mir aber einen Korb gegeben.“
„Laß gut sein, wozu alte Geschichten vorkramen?“
„Du hast gefragt, und ich habe geantwortet.“
„Du bist immer noch böse auf mich.“
„Nein, warum? Das fehlte noch, böse auf dich zu sein!“
„Du siehst also selbst, wie's mir ergangen ist“, sagte sie.
„Ich sehe es.“
„Na also.“
Sie schwiegen. Anna zwinkerte, blickte sich noch einmal im Zimmer um, dann legte sie sich die Hände auf die Stirn und senkte den Kopf.
Nikolai tippte ihr auf die Schulter.
„Was ist los mit dir?“
„Hm?“ Sie hob den Kopf. „Nichts weiter. Es überkam mich einfach so.“
Er rückte mit seinem Stuhl näher an sie heran.
„Kolja“, sagte sie, „gieß ein. Komm, wir wollen Iwans gedenken.“
Er schaute sie an und schien zu überlegen, ob er einschenken sollte oder nicht, dann füllte er ihr Glas.
„Nicht anstoßen“, warnte sie und leerte das Glas.
Genauso lange, wie es sich in solchen Fällen zu schweigen geziemt, blieben sie stumm.
„Er war gut“, flüsterte sie. „Bis zu meinem Tod werde ich ihn nicht vergessen.“
„Als ich die Nachricht über ihn bekam, bin ich eine Woche völlig kopflos umhergelaufen“, sagte Nikolai. „Wir waren die besten Kameraden. Du weißt es doch. Selbst damals, als ihr euch zusammentatet, war ich nicht wütend auf ihn. Auf dich ja, nicht auf ihn.“
„Wir lebten wie die Turteltauben“, sagte sie. „Ich weiß nicht,

Fortsetzung Seite 42



S. Rodionow

Wie im Krimi

Ich liebe Krimis. Es gibt beispielsweise einen, den habe ich sechsmal gelesen: Da kommt jemand nach Hause, öffnet den Kühlschrank, und dort liegt ein Kopf . . .

Einmal kam ich von der Arbeit, griff zum Wasserkessel und stellte fest, daß er warm war. Das war unverständlich, da ich doch den ganzen Tag nicht zu Hause war. Ich untersuchte die Schlösser, die Fenster, schaute in den Schrank, aber alles war heil und unbeschädigt. – Da ich gute Nerven habe, schlug ich mir den Wasserkessel wieder aus dem Kopf.

Kurz darauf versetzte mich eine neue Erscheinung noch weit mehr in Erstaunen. Eines Morgens vergaß ich in der Eile mein Notizbuch auf dem Tisch. Ich kam nach Hause, nahm es in die Hand, ein Fünfrubelschein fehlte. Ich untersuchte die Schlösser, die Fenster, schaute in den Schrank, aber nirgends waren Fingerabdrücke festzustellen.

Am nächsten Tag legte ich ganz bewußt einen Fünfrubelschein auf den Tisch, und damit man ihn besser sehen konnte, legte ich ihn auf einen kleinen Teller.

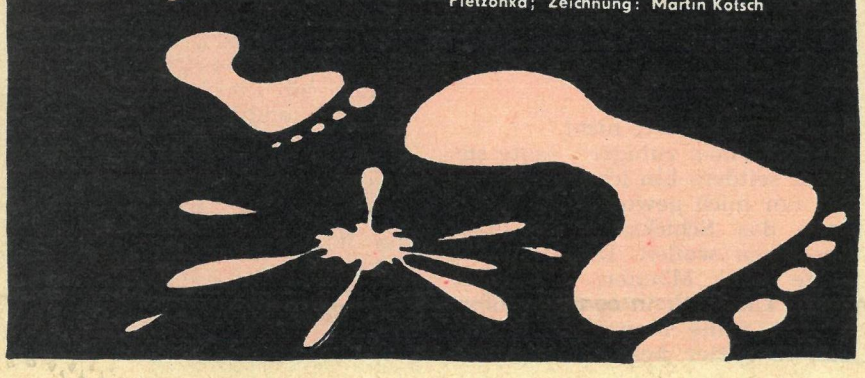
Ich beeile mich immer, schnell nach Hause zu kommen, an diesem Tage aber nahm ich sogar ein Taxi. In der Wohnung hörte ich eine Unterhaltung. Mit einer Fünfkilohantel in der Hand öffnete ich die Tür zum Wohnzimmer. Im Fernsehen wurde ein Elefant gezeigt und erklärt, wieviel er frißt. Gestern wurde der Fernseher aber nicht eingeschaltet! Ich stürzte in die Küche – da lagen zwei Rubel als Rest, und der kleine Teller war verschwunden. Ich setzte mich hin und legte die Hantel auf mein Knie. Der Fall war kompliziert. Hier roch es nicht nach einem gewöhnlichen Diebstahl, hier gab es so etwas in der Art des Hundes von Baskerville. Ich nahm mir vor, zur Miliz zu gehen – mögen sie einen Hund schicken.

Doch zunächst beschloß ich, einmal unverhofft nach Hause zu kommen. Am folgenden Tag machte ich ein betrübtes Gesicht und teilte dem Vorgesetzten mit, daß meine Großmutter gestorben sei. Um zwölf Uhr dreißig trank ich für alle Fälle zwei Tassen Kaffee. Um zwölf Uhr vierzig betrat ich auf Zehenspitzen meine Wohnung und begann in der Küche mit der Untersuchung. Dort gab es nichts Verdächtiges, der Wasserkessel war kalt. Ich schaute ins Badezimmer und erstarrte – auf dem Fußboden waren deutliche Spuren nasser Füße zu sehen. Ich kroch auf allen vieren und begann zu schnuppern. Eindeutig: Fichtennadelseife! Ich sog den Geruch ein und folgte der Spur, wobei ich mich auf Armen und Knien vorwärtsbewegte. Die Spur führte ins Wohnzimmer. Ich erreichte die Tür, stieß sie mit dem Kopf auf. Auf der Couch saß eine Frau im Bademantel.

„Wer sind Sie?" fragte ich von unten.

Als sie mich erblickte, glitten ihre Augen aus den Höhlen, als ob man sie magnetisch herausziehen würde . . .

Ach ja, natürlich – meine Frau . . . Ich richtete mich steil auf und ging meinen Krimi lesen.



Aus dem Russischen (leicht gekürzt) von Pietzonka; Zeichnung: Martin Kotsch

Striptease ungarisch

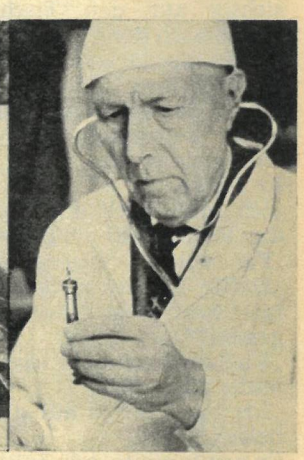
erlebt von Ferenc Sajdik

Hartnäckiger Patient

– Herr Doktor, ich brauche ein Beruhigungsmittel.
– Versuchen Sie es erst einmal mit ausgedehnten Spaziergängen . . .
– Aber dann vielleicht ein Mittel für den Kreislauf?
– Nichts Idealeres gibt es, als viel Bewegung an frischer Luft!
– Und was empfehlen Sie mir gegen Darmträgheit?
– Auch hier können regelmäßige Waldläufe Wunder vollbringen . . .
– Dann verschreiben Sie mir wenigstens ein Paar Einlegesohlen!

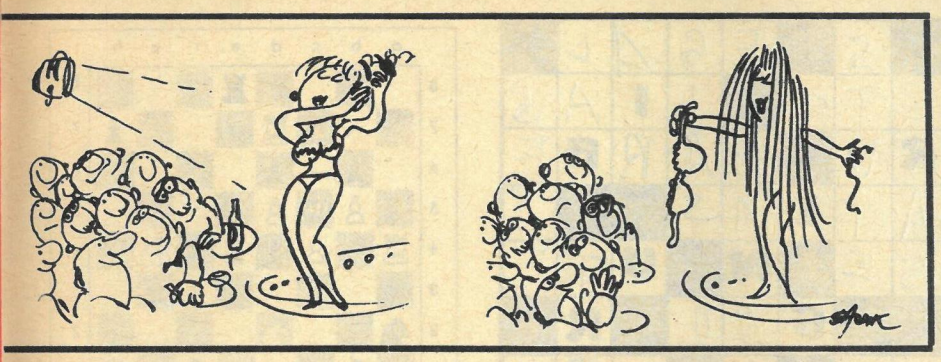
(Ungarischer Humor, entdeckt von Peter Roma)

Ich benutze nur Zahncreme mit Rhesus-Faktor!



Zeichnung: Tibor Kaján

Zeichnung: E. Tikerpäe, Tallinn

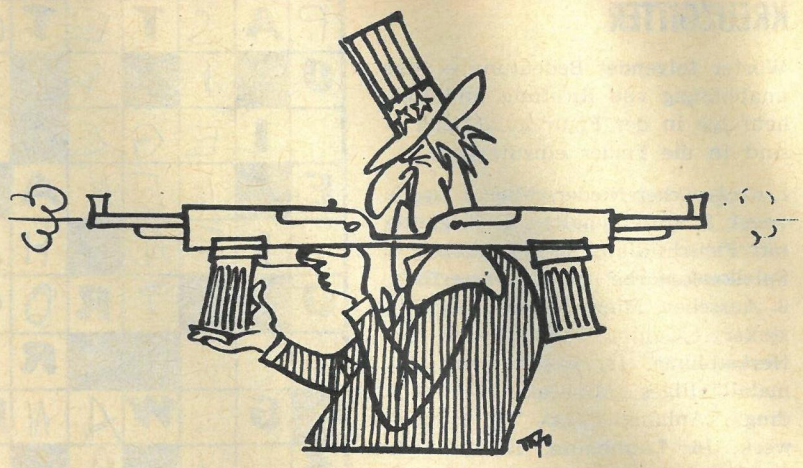


Medi-zynisches

Manch einer, der zur Kur fährt, ahnt ja gar nicht, daß den Daheimgebliebenen seine Kur noch viel besser bekommt als ihm selber.

Wie verhalte ich mich beim Zahnarzt? Mund auf und Zähne fest zusammenbeißen!

Viele Leute, die einem zu dick erscheinen, sind in Wirklichkeit nur zwanzig Zentimeter zu klein.



„So läßt es sich besser gegen den inneren und äußeren Feind gleichzeitig kämpfen!"

Zeichnung: Olimar Kallas (Tallinn)

7. April: Weltgesundheitstag — und noch immer haben keinen Massagetermin Karin Kopp und Hannes Schreiber, die diese Seiten als Arbeitstherapie zusammenpusselten.

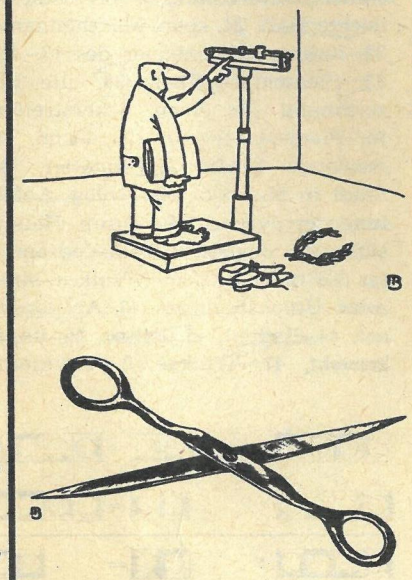
Fotos: O. Porochownikow

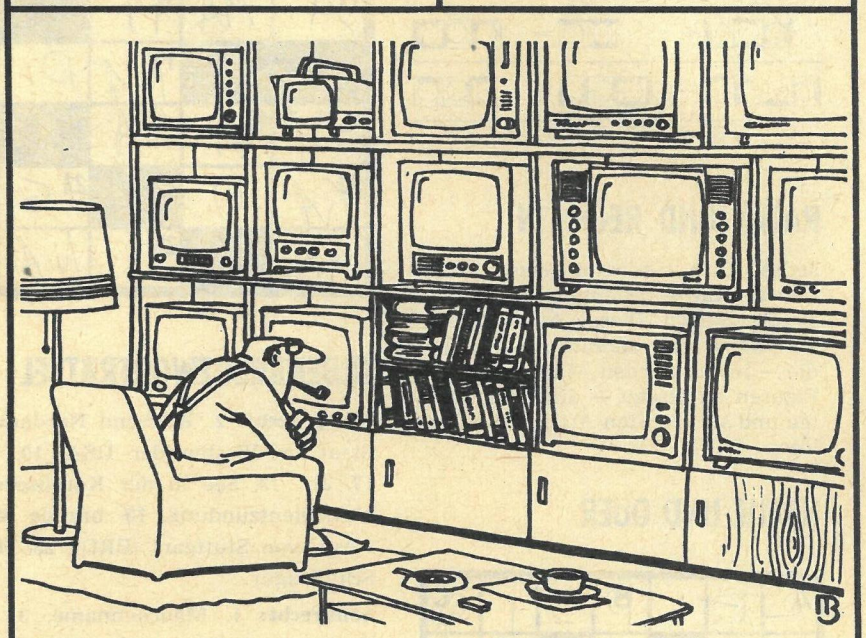
Zeichnung: M. Kotsch

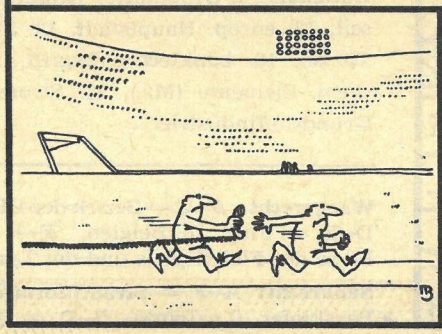
Scherereien mit Peskow

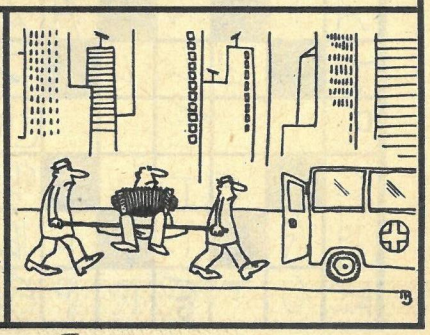
Sein Vorname ist Vitali, sein Leben hat er der Vitalität geweiht: der Moskauer Zeichner – geboren 1944 – ist Bildregisseur bei Sojusmultfilm, dem Geburtshaus von Hase und Wolf. 1967: erste Veröffentlichung, 1973: Preis „Goldenes Kalb" der „Literaturnaja gaseta" und dann Sonderpreise im jugoslawischen Novi-Sad und im italienischen Bordighera. Wie ich ihn sehe, zeigt das linke Bild, die anderen Zeichnungen sind von ihm.

Valentin Rosanzew









Wettbewerb der Leiden

Im Warteraum bleibt keiner stumm,
da kann man munter plauschen,
und zwar vor allen Dingen, um
Symptome auszutauschen.

Der Laubenpieper stöhnt und klagt.
Ihm steckt was in den Knochen.
Die Grippe ist es, die ihn plagt –
in jedem Jahr sechs Wochen.

Der stramme Sportsmann neben mir,
der warf bis heut den Diskus.
Das ist vorbei. Jetzt sitzt er hier;
er hat was am Minuskus.

Dann mischt sich ein Komiker ein,
wie üblich mit Geblödel.
Er litte, schwört er Stein und Bein,
an einem Leberknödel.

Ein edler Wettbewerb entbrennt
auf Brechen und auf Biegen,
und wer das schwerste Leiden nennt,
wird triumphierend siegen!

Ernst Röhl

Zweiwochenspruch

Der beste Weg zur Gesundheit ist immer noch der Weg, den man zu Fuß zurücklegt.

Aus dem Beschwerdebuch

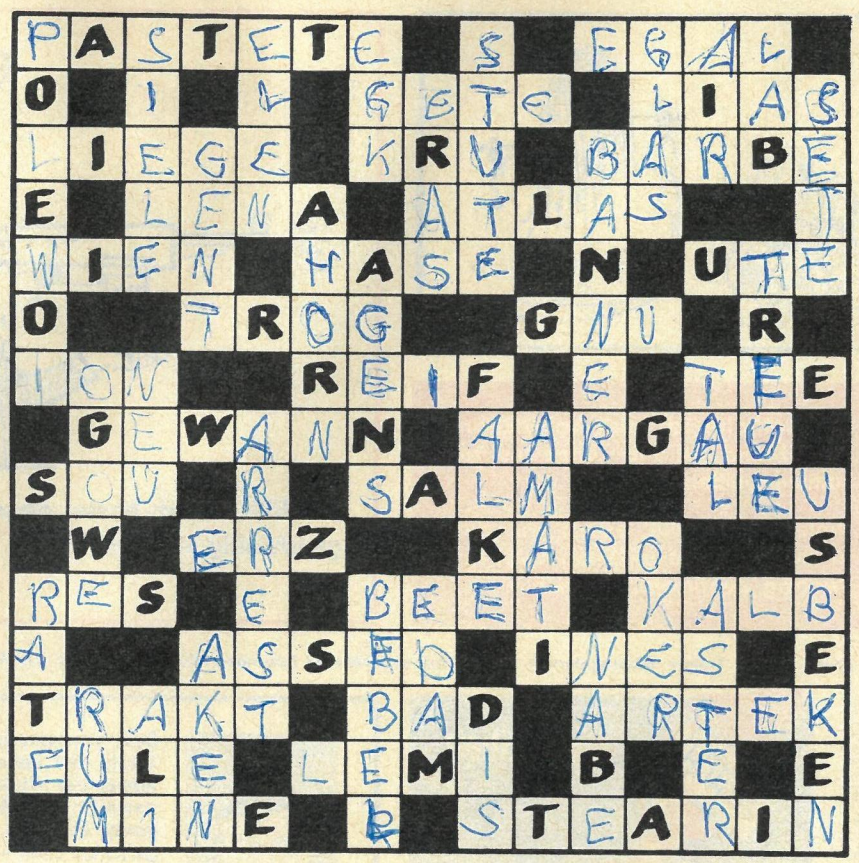
Beschwerde: „Ich bitte darum, der Verkäuferin Saizewa einen Verweis zu erteilen. Sie vergißt oft, wie sie sich den Kunden gegenüber zu benehmen hat."
Antwort: „Die Verkäuferin Saizewa vergißt es in der Tat, laut ärztlichem Gutachten leidet sie unter Sklerose."
Beschwerde: „Ich bitte darum, Maßnahmen gegen die Verkäuferin Saizewa zu ergreifen, die ihre Kunden derart anschreit, daß in den Nachbarhäusern die Scheiben klirren."
Antwort: „Laut medizinischem Gutachten leidet die Verkäuferin Saizewa unter Schwerhörigkeit, deshalb ist ihre Stimme lauter als gewöhnlich."
Beschwerde: „Ich bitte darum, die Verkäuferin Saizewa zur Rechenschaft zu ziehen, sie hat mich einen alten Esel genannt."
Antwort: „Laut medizinischem Gutachten ist die Sehfähigkeit der Verkäuferin Saizewa stark eingeschränkt."
Belobigung: „Wir bitten darum, die Verkäuferin Saizewa zu belobigen, da sie offenbar die Kritik beherzigt hat und sich bemüht, die Kunden nicht mehr anzubrüllen."
Antwort: „Entsprechend dem medizinischen Gutachten hat die Verkäuferin Saizewa Angina."

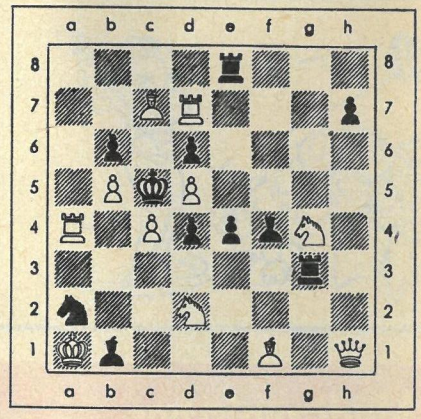
(aus: „Sowjetskaja Kultura")

KREUZGITTER

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. winterlicher Niederschlag, 2. Greifvogel, 3. Futterbehälter, 4. Teighülle mit Fleischfüllung, 5. Ruhemöbel, 6. Spielkartenfarbe, 7. Süßwasserfisch, 8. Aussehen, Miene, 9. sowj. Schriftsteller („Gold"), 10. Kurort, 11. Herbstblume, 12. weibl. Pferd, 13. metallhalliges Mineral, 14. unbedingte Anhänglichkeit, 15. Kartenwerk, 16. Laubbaum, 17. Gemisch zur Herstellung von Kerzen, 18. Gebirgseinschnitt, 19. ostsibir. Strom, 20. Zuckerrohrbranntwein, 21. dichterisch: Löwe, 22. nordschweizer. Kanton, 23. frühere französ. Münze, 24. kleines Kerbtier, 25. altoriental. Staat östl. des unteren Tigris, 26. Nagetier, 27. Straßenzug, Gebäudeteil, 28. bestellte Gartenfläche, 29. Ferment, 30. leichte Haft, 31. span. Mädchenname, 32. italien. Geigenbauer des 17. Jh., 33. Elementarteilchen, 34. alte Bezeichnung für einen Ackerstreifen, 35. Pionierlager auf der Krim, 36. treibende Kraft, 37. Jungtier, 38. Stadt in Marokko, 39. geolog. Abteilung der Jurazeit, 40. europ. Hauptstadt, 41. deutscher Volksliedsammler des 19. Jh., 42. sowj. Volk in einer asiat. Unionsrepublik, 43. Antilopenart, 44. Radteil, 45. Fahne, 46. ungebraucht, 47. Trinkgefäß, 48. kleine Deichschleuse, 49. Bergwerk, 50. Volksstamm in Liberia, 51. svw. gleich, dasselbe, 52. Edelfisch, 53. Nachtvogel, 54. südfranzös. Hafenstadt, 55. svw. Elch, 56. Teilbetrag, 57. Fluß in Äquatorialafrika, 58. Stadt a. d. Elbe (DDR), 59. Mädchenname, 60. Stadt in Belgien, 61. Feier, Fest, 62. musikalischer Halbton, 63. aromat. Getränk, 64. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 65. arab. Männername, 66. finn. Industriestadt am Bottnischen Meerbusen, 67. Nebenfluß der Kura, 68. Nebenfluß der Aller.





SCHACH

Aufgabe von L. Loschinski und A. Feoktistow (UdSSR), „64", 1977 Matt in 3 Zügen.

Die vorliegende Aufgabe erhielt einen Sonderpreis im Dreizügerwettbewerb der Zeitung „64". Ein nicht alltägliches Manöver führt die weiße Dame an den Kampfplatz im Zentrum, wo sie schädliche Verstellungen der schwarzen Figuren erzwingt.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 5/78

Kreuzgitter. Waagerecht: Albatros (3), Tandem (64), Ria (54), Buna (12), Orte (47), Eterna (18), Rot (55), Peon (52), Laie (34), Sau (56), Spind (58), Kap (31), Güte (25), Allee (8), USA (67), Onega (49), Moritat (38), Ernte (20), Ilias (27), Nomaden (41), Asoka (10), Ale (6), klein (69), Etui (22), Kai (29), Diele (14), Kea (32), Omen (50), Rast (53), Not (44), Tamara (63), Osse (48), Erna (24), Dur (16), Wiener (68), Angelika (4).

Senkrecht: Abel (1), Brei (11), Aire (7), TAN (65), Ob (46), Sura (61), Tat (66), Noppen (43), Drei (15), Eton (19), Mendhausen (39), Nougat (45), Tael (62), Spur (59), Stotinki (60), Kemenate (33), Alexandrow (5), lento (35), Sisal (57), Emile (17), Maikor (36), Deka (13), Kelten (30), Iler (28), Iasi (26), Esse (23), Etna (21), Omul (51), Mari (37), Nana (40), Ner (42), Ade (2), AN (9).

Kreisleiste: 1. Bastei, 2. Sahara, 3. Mahler, 4. Drelle, 5. Limone, 6. Morgen, 7. Manege, — Tallinn.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ton, 2. Mater, 3. Tobel, 4. Meter, 5. Lager, 6. Kabel, 7. Hegel, 8. Weser, 9. roh. **Von der Zahl nach links:** 3. Tat, 4. Motor, 5. Leben, 6. Kater, 7. Hagel, 8. Weber, 9. Reger, 10. Mosel, 11. Hel.

Raten und Rechnen:

8103 : 37 = 219
— × +
2878 + 56 = 2934
5225 — 2072 = 3153

Magisches Quadrat: 1. Phase, 2. Hader, 3. Adana, 4. Senat, 5. Erato.

Buchstabentausch: Lake, Trosse, Haken, Storm, Bast, Alpen, Traber, Held, Gambe, Stern. — Kokospalme.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz Nr. 2) aus Heft 3/1978

Waagerecht: Ries, Kamm, Troll, Pharao, Alexei, Silos, Ira, Ilm, Lew, Tolstoi, Oma, Apo, Hanf, Inn, Taue, Eber, Ottern, Gabe, Elan, Traven, AN, Ile, ein, Rost, Niello, Tiara, Ob, Ring, Orange, Ainu, Geer, geheim, Bernd, Erg, Ur, UN, Hefe, Voliere, Anis, Volk, Lem, Feen, Aal, semi, er, Rt, Nest, Sera Lug, Strahlen, Lineale, Anoa, Leo, Kant, Bei, Magen, Ta, Lenz.

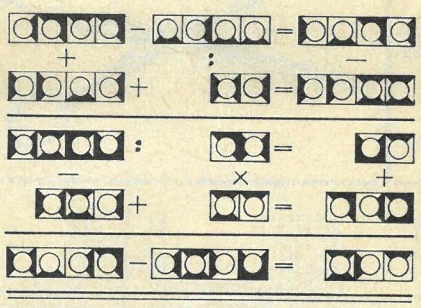
Senkrecht: Raps, Etalon, Ero, Klarinetten, Alla, Maxim, Reim, TASS, Hita, Rolf, Elam, Ion, Samowar, Lotte, Ti, Onega, Henne, Aëlita, Ural, Ravel, Tenno, Beile, Not, Silage, Ili, Rogen, Aberdeen, Pol, Rage, Nahe, Gier, GUM, Nerz, Niger, Brunft, Element, Nie, Eva, Ellen, Ole, Imi, Ehrgeiz, Senta, Oase, Ner, Salat, Eulen, Real, Salm, Thea, Labe, SOS, Log, Ina. — Alexei Tolstoi; Aëlita, Geheimnisvolle Strahlen.

Es gewannen:

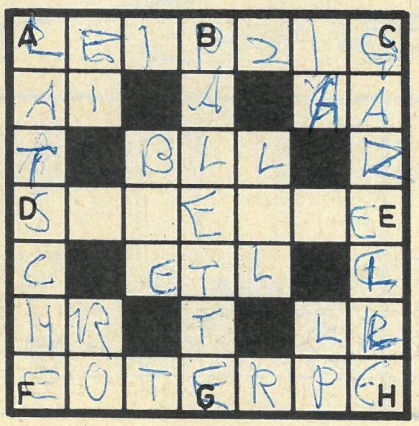
1. Preis:	100,— M	Martha Lüdtke	1422 Hennigsdorf
2. Preis:	75,— M	Marianne Hause	50 Erfurt
3. Preis:	50,— M	Waltraut Reinke	356 Salzwedel
4. Preis:	25,— M	Willi Krause	251 Rostock 5

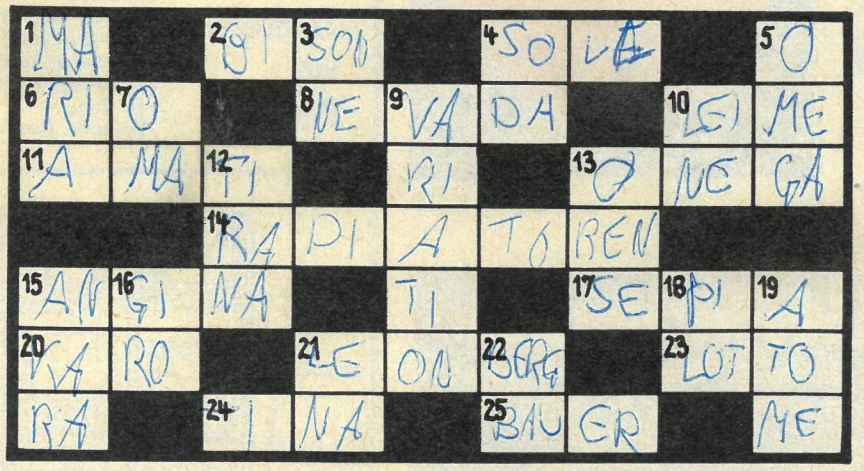
RATEN UND RECHNEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend, sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



KREUZ UND QUER





SILBENKREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. Wildrind Nordamerikas, 4. Salzlösung, 6. spanisch: Fluß, 8. Staat im Westen der USA, 10. Klebemittel, 11. italien. Geigenbauer des 17. Jh., 13. See in der Karelischen ASSR, 14. Gliederheizkörper (Mz.), 15. Mandelentzündung, 18. braune Malerfarbe, 20. Spielkartenfarbe, 21. Stadt westl. von Stuttgart (BRD), 23. ein Glücksspiel, 24. russ. Mädchenname, 25. Schachfigur.

Senkrecht: 1. Mädchenname, 3. Fixstern, 4. Natriumkarbonat, 5. griech. Buchstabe, 7. Großmutter (Kosef.), 9. Abwandlung, Veränderung, 10. Wäscheseil, 12. europ. Hauptstadt, 13. Stadt im NW Spaniens, 15. Hauptstadt der Türkei, 16. banktechn. Begriff, 18. Flugzeugführer, 19. kleinstes Teilchen chem. Elemente (Mz.), 21. Strom in Ostsibirien, 22. wichtiger Zweig der Grundstoffindustrie.

Waagerecht: A–C = Bezirk der DDR, D–E = Fluß in Belgien, F–H = Muse des Flötenspiels und der Lyrik.

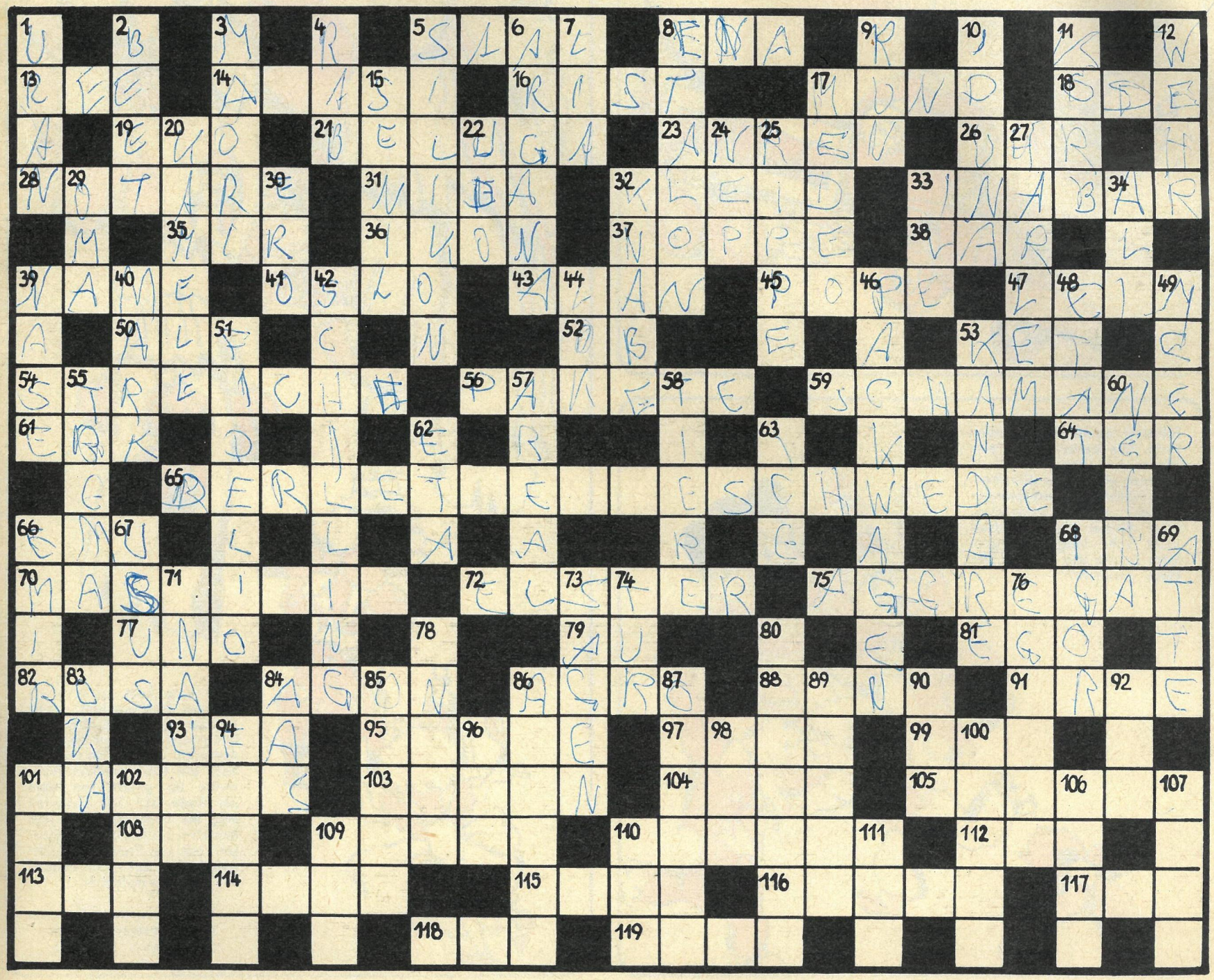
Senkrecht: A–F = Strauchform der Bergkiefer (Legföhre), B–C = Arbeitsgerät des Kunstmalers, C–H = zierliche Antilope.

Diagonal: A–H = Raubinsekt, C–F = altröm. Ruderkriegsschiff.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 5. Versammlungsraum, 8. Mädchenname, 13. Wendekommando, 14. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 16. Fußrücken, 17. Gesichtsteil, 18. feierl. Gedicht, 19. Abk. für Eisenhüttenkombinat-Ost, 21. Weißwal, 23. Stadt im südöstl. China, 26. Zeitmesser, 28. Jurist (Mz.) mit Sonderbefugnis, 31. Küstenort zwischen Kaliningrad und Klaipeda, 32. Bekleidungsstück, 33. Fluß im NW der Jakutischen ASSR, 35. russisch: Frieden, 36. Tafelgemälde, 37. Garnknoten in Kleiderstoffen, 38. Langarmaffe, 39. Bezeichnung, 41. nordeurop. Hauptstadt, 43. amerikan. Männername, 45. svw. Vater, 47. Klebstoff, 50. nord. Männername, 52. westsibir. Strom, 53. engl. Bauernführer des 16. Jh., 54. Lausbubengeschichten, 56. Postsache (Mz.), 59. Zauberpriester bei Naturvölkern, 61. deutscher Volksliedsammler des 19. Jh., 64. nordostspan. Küstenfluß, 65. Gesamttitel eines Romans von M. Andersen-Nexö, 66. Laufvogel, 68. Gebirge auf Kreta, 70. altröm. Name für Marseille, 72. Rabenvogel, 75. Vereinigung mehrerer Maschinen und Geräte zu einem Satz, 77. Weltorganisation (Abk.), 79. chem. Zeichen für Gold, 81. lateinisch: das Ich, 82. Farbton, 84. Aufgeld, 86. griech. Vorsilbe, auf Ackerbau bezüglich, 88. italien. Vulkan i. d. Landessprache, 91. Mädchenname, 93. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 95. Planetenbegleiter (Mz.), 97. altsemitisches Königreich in Südarabien, 99. engl. Anrede, 101. Gebirge im Süden Kleinasiens, 103. altgriech. Dichter (um 600 v. u. Z.), 104. meteorolog. Begriff, 105. altgriech. Meeresgott (Sohn des Poseidon), 108. musikal. Halbton, 109. Stadt a. d. Bode, 110. engl.-amerikan. Hohlmaß, 112. dichterisch: Adler, 113. Binnengewässer, 114. lateinisch: also folglich, 115. nord. Männername, 116. Kurort im Landkreis Wernigerode, 117. Vorfahr, 118. luftförmiger Körper, 119. ASSR an der mittleren Wolga.

Senkrecht: 1. radioaktives chem. Element, 2. bestellte Gartenfläche, 3. die polynesischen Ureinwohner Neuseelands, 4. jugoslaw. Adriainsel, 5. eine chem. Verbindung (Kurzw. aus Silizium und Keton), 6. Ort in Marokko (nordöstl. von Agadir), 7. Mädchenname, 8. zu Eichzwecken benutzter Gegenstand, 9. Bankensturm, 10. altnordische Göttin der Jugend, 11. geflochtener Behälter, 12. Stauanlage, 15. svw. greisenhaft, 17. weibl. griech. Sagengestalt, 20. Höckertiere, 22. Männername, 24. russ. Abkürzung für Neue Ökonom. Politik, 25. Skelettelement, 27. Stadtteil von New York, 29. Großmutter (Kosef.), 30. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 32. männl. Kind, 33. Stadt in Oberitalien, 34. arab. Männername, 39. Sinnesorgan, 40. Knocheninneres, 42. österr. Währungseinheit, 44. Zugmaschine (Kurzw.), 46. Eisenbahnwaggon für Gepäck und andere Lasten, 48. Haushaltsplan, 49. großes Gewässer, 51. Titel einer Oper von Beethoven, 53. Teil der Pferdezäumung, 55. Aussprachezeichen, 57. Fläche, Flächeninhalt, 58. Lebewesen (Mz.), 60. weibl. Gestalt aus der Oper „Der Bajazzo", 62. griech. Buchstabe, 63. engl.: Eis, 66. islam. Fürstentitel, 67. Brauch, Herkommen, 68. russ. Männername, 69. Blattschneideameise, 71. Ort östl. von Kutaissi (im W der Georg. SSR), 73. überlieferte Erzählungen, 74. kaukasische Wildziegenart, 76. altröm. Quellnymphe, 78. Sumpfgebiete, 80. Betrieb für die Herstellung von Stoffen, 83. Wolganebenfluß, 84. Tierkadaver, 85. das voll entwickelte Insekt, 86. schöner Jüngling der griech. Sage, 87. altnord. Frühlingsgöttin, 89. Schulklassen-Requisit, 90. Baumteil, 92. griechisch: neu, 94. umgangssprachlich: schlechter Branntwein, 96. afrikan. Strom, 98. Aussehen, Miene, 100. Sultanserlaß, 101. sowj. Nachrichtenagentur, 102. Gewässerrand, 106. Fischfett, 107. neunter Ton der diatonischen Tonleiter, 109. Komponist der Märchenoper „Die Zaubergeige", 110. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzw.), 111. russ. Männername.



NIMMERKLUG IM KNIRPSENLAND

Bildroman frei nach Nikolai Nossow

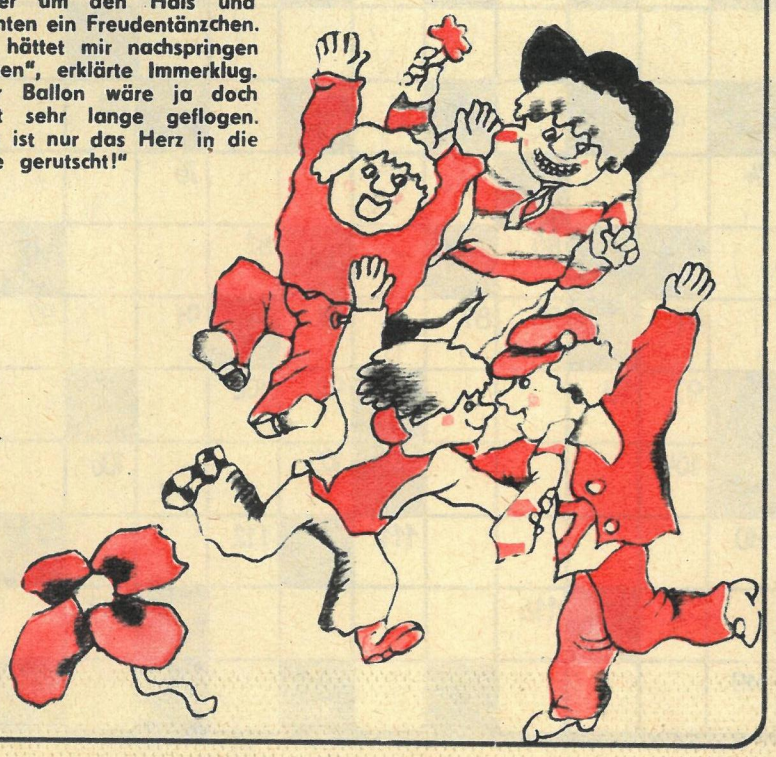
von Ingeburg Kretzschmar (Text) und Hille Blumfeldt (Zeichnungen) auf der Grundlage der im Kinderbuchverlag erschienenen Übersetzung von Lieselotte Remané.

13.

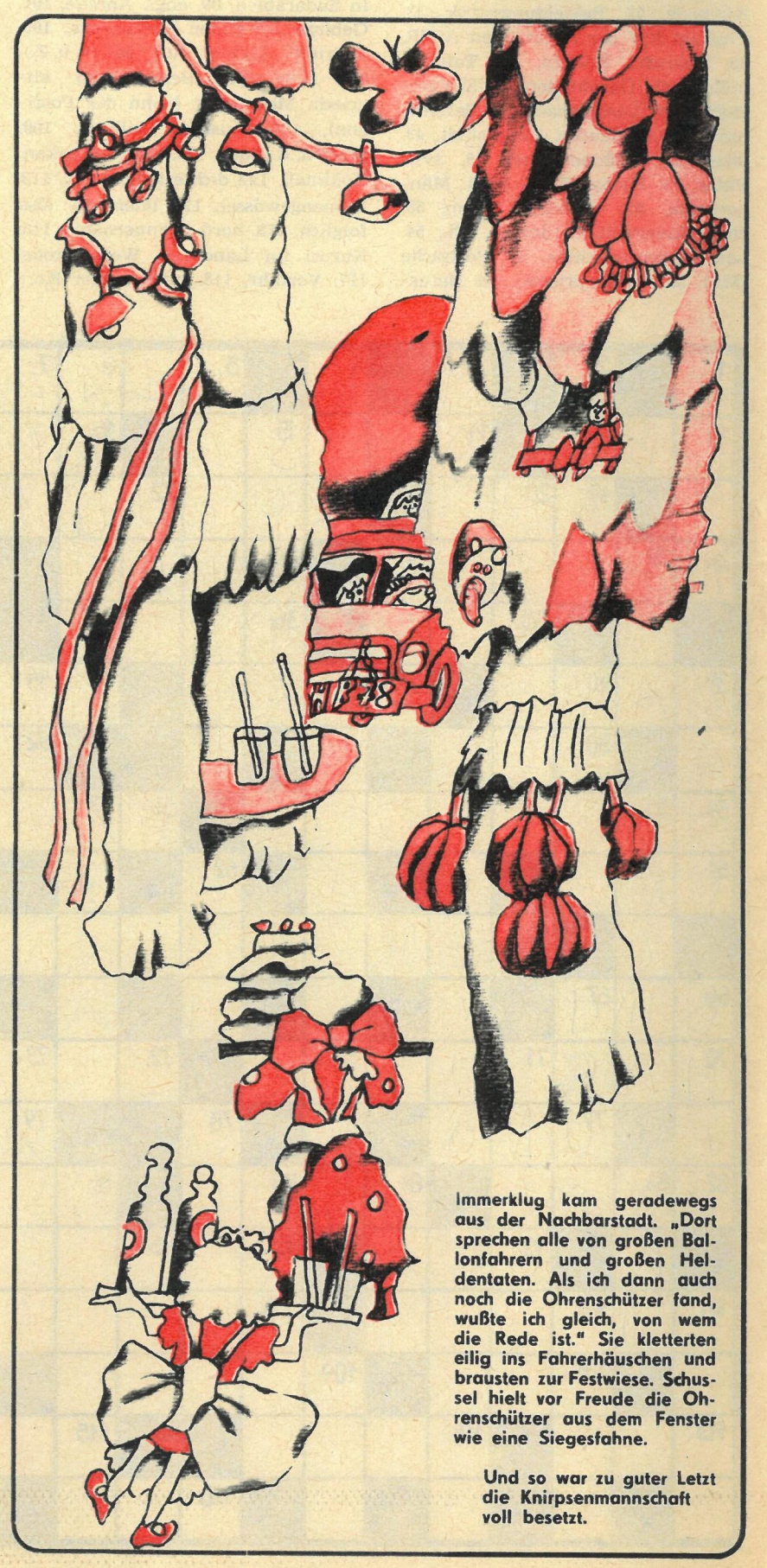
Unerwartetes Wiedersehen

Die berühmten Ballonfahrer waren froh, daß alles so glimpflich abgelaufen und die Rettung gelungen war. Die wollten sie jetzt mit einem Wiedergenesungsball feiern. Der Orchesterpavillon und die Zelte standen schon. Tupfrich verschönte den Pavillon mit schwungvollen Mustern, und Geigenstrich probte eifrig mit dem Grünstädter Orchester. Zu einem Fest gehörte schließlich auch eine Eröffnungsmusik. Wer sonst die Hände frei hatte, schmückte die Tanzfläche mit Blumen, Laternen und Fähnchen. Nimmerklug rannte von einem zum anderen und gab Befehle, daß es über die ganze Festwiese schallte. Dabei hätte auch ohne Nimmerklugs Geschrei jeder gewußt, was zu tun war. „Was kommandierst du hier rum?" rief Schnurz ärgerlich. „Pack lieber mit an!" Nimmerklug tat sich groß: „Wer ist hier der Anführer, du oder ich?" Sie kriegten sich beinahe in die Haare. Und wer weiß, was aus dem Streit geworden, wäre nicht ein Lastauto angeknattert gekommen, das eine dicke Staubfahne hinter sich herzog. Es hatte einen Apfel geladen. Alle starrten die Straße hinunter: Am Apfelstiel baumelten schwarze Ohrenschützer.

Bevor das Auto die Festwiese erreichte, sprang plötzlich ein Knirps vor die Räder. Den anderen stockte der Atem: Das war ja Schussel! Der hatte seine verlorengegangenen Ohrenschützer erkannt, nach denen er schon so lange gesucht hatte. Jetzt ging die Autotür auf, und heraus kraxelte – Immerklug.



Schussel traute seinen Augen nicht. Die beiden fielen einander um den Hals und machten ein Freudentänzchen. „Ihr hättet mir nachspringen müssen", erklärte Immerklug. „Der Ballon wäre ja doch nicht sehr lange geflogen. Euch ist nur das Herz in die Hose gerutscht!"



Immerklug kam geradewegs aus der Nachbarstadt. „Dort sprechen alle von großen Ballonfahrern und großen Heldentaten. Als ich dann auch noch die Ohrenschützer fand, wußte ich gleich, von wem die Rede ist." Sie kletterten eilig ins Fahrerhäuschen und brausten zur Festwiese. Schussel hielt vor Freude die Ohrenschützer aus dem Fenster wie eine Siegesfahne.

Und so war zu guter Letzt die Knirpsenmannschaft voll besetzt.

Und wie es weitergeht, erfahrt ihr in der nächsten Nummer!

KALENDERBLÄTTER

aus sowjetischen Tageskalendern, durch FREIE WELT ergänzt

APRIL

2. Tag des sowjetischen Geologen

90. Geburtstag von Marietta S. Schaginjan, sowjetische Schriftstellerin und Philologin („Die Wendung", „Wasserkraftwerk", „Die Familie Uljanow")

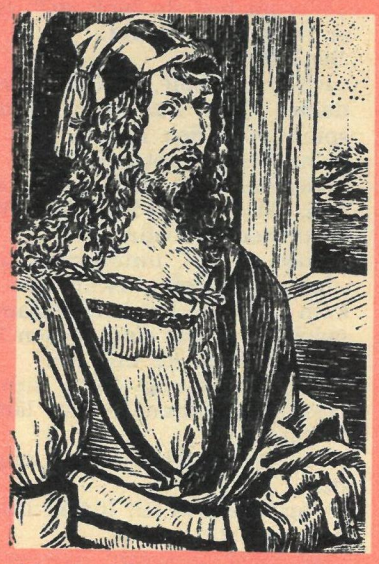
6. 450. Todestag Albrecht Dürers (1471–1528)

Vor 30 Jahren Abschluß des Vertrages über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der UdSSR und Finnland

7. 1948 in Genf Gründung der WHO – Weltgesundheitstag

9. 80. Geburtstag Paul Robesons (1898–1976), amerikanischer Sänger und Friedenskämpfer. Sohn eines ehemaligen Sklaven, war Paul Robeson einer der ersten drei Negerstudenten, denen es gelang, ein staatliches Stipendium zu bekommen. Er war bereits diplomierter Jurist, als er das erste Mal auf der Bühne stand. Er trug die Volkslieder der Neger mit solcher Meisterschaft vor, daß seine Konzerte in den USA und bald auch im Ausland zur Sensation wurden. Robesons Stimme erklang häufig von den Tribünen der Kongresse und Meetings gegen Faschismus, Rassismus und Reaktion. Er war ein aufrichtiger Freund der Sowjetunion. Für seine hervorragenden Verdienste wurde er 1953 mit dem internationalen Lenin-Friedenspreis ausgezeichnet

Marietta S. Schaginjan



Albrecht Dürer – Selbstbildnis

12. Tag der Weltraumfahrt. 1961 startete das Weltraumschiff „Wostok", gesteuert von Fliegerkosmonaut Juri Gagarin, zum ersten Flug eines Menschen ins All

16. 150. Todestag von Francisco de Goya (1746–1828), spanischer Maler und Grafiker

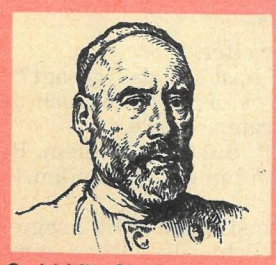
22. 1870 W. I. Lenin geboren

27. 100. Geburtstag von Sadriddin Aini (1878–1954), tadshikischer Schriftsteller. Aini steht am Beginn der tadshikisch-sowjetischen Literatur und Journalistik, mit seinem populären Lied „Zum Ruhm des Oktobers" begrüßte er begeistert die Oktoberrevolution. Held aller seiner Werke ist stets das Volk, dessen Befreiung und Entwicklung Ainis Schaffen gewidmet war („Dochunda", „Die Sklaven", „Der Tod des Wucherers")

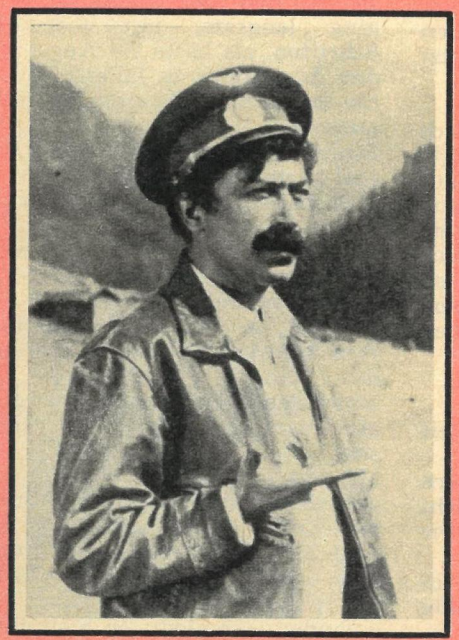
28. 1920 Errichtung der Sowjetmacht in Aserbaidshan

30. Welttag der Partnerstädte

Francisco de Goya – aus der Serie „Schrecken des Krieges"



Sadriddin Aini



AUF EINEN BLICK

Die 15. Tage der sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur der DDR werden vom 8.–11. 4. im Bezirk Karl-Marx-Stadt durchgeführt.

Die „X. Informationsschau neuer sowjetischer Filme" gibt in diesem Jahr vom 18.–21. 4. in Berlin (Kino „International") und vom 24.–28. 4. in Dresden (Kino Prager Straße) erneut Gelegenheit, sich mit den aktuellsten Filmproduktionen aus der UdSSR – in Originalfassung – vertraut zu machen. Als Gäste und Gesprächspartner werden sowjetische Filmschaffende erwartet.
Die Mosfilm-Produktion „Mimino", bei den 10. Internationalen Filmfestspielen in Moskau 1977 mit Gold ausgezeichnet, erzählt auf poetische Weise die drolligen Abenteuer des georgischen Hubschrauberpiloten Walliko, genannt Mimino (Falke). In der Hauptrolle Wachtang Kikabidse (unser Foto).

Vom 20.–29. 4. finden in den Bezirken Gera und Suhl die „Thüringer Musiktage" statt.

Das Tanzensemble der Moldauischen SSR „Shok" unternimmt vom 27. 4.–15. 5. eine DDR-Tournee.

Ein Kolloquium zur Aneignung der russischen und sowjetischen Oper führt in den Apriltagen der Verband der Theaterschaffenden der DDR in Dresden durch.

„Wenn die Revolution der Kunst Geist einhauchen kann, so vermag die Kunst, der Revolution ihre Stimme zu leihen."
A. W. Lunatscharski

„Auch in Tagen schwerer Krankheit bin ich jener selbe, der wie immer der weltweiten Sache des Kampfes der Menschheit für Freiheit, Frieden und Brüderlichkeit ergeben ist!"
Paul Robeson

Bildmaterial: Archiv
Übersetzung: Adeline Rinas
Redaktion: Jürgen Geitner

Die Begegnung

Fortsetzung von Seite 35

was weiter gekommen wäre, doch bis er eingezogen wurde, lebten wir, Ehrenwort, das ganze Jahr wie die Tauben."
„Ich weiß, ihr habt gut zusammen gelebt."
„Solange es ihn gab, wollte ich einen anderen nicht mal sehen."
„Und mich hast du nie geliebt", sagte Nikolai.
Anna blickte ihn verständnislos an.
„Bitte nicht", bat sie. „Wozu? Du weißt, vor ihm habe ich dich geliebt, ich wollte dich sogar heiraten. Aber dann kam er. Sei nicht böse auf mich."
„Warum sollte ich jetzt noch böse auf dich sein?"
„Sei nicht böse, ich habe es nicht aus Schlechtigkeit getan."
„Für dich ist es genug."
„Mehr will ich auch nicht", stimmte sie unterwürfig zu.
Plötzlich lachte sie laut auf und bedeckte mit der Hand ihren Mund. „Mein Invalide", sagte sie unter Lachen, „na der, mit dem ich zusammen gelebt habe, war selbst auf Iwan eifersüchtig. Auf einen Toten. Das ist eine Pest!"
Sie lachte nicht mehr.
„Du bist immer noch wie früher", sagte Nikolai, „bist alt geworden, doch dein Charakter hat sich nicht geändert."
„Na und?"
„Nichts weiter."
„Warum hast du das gesagt?"
„Darum, weil ich dich auch jetzt noch heiraten würde."
„Nur zu." Sie hielt seinem Blick stand. „Ich bin einverstanden."
„Also."
„Du nimmst mich nicht", sagte sie nachdenklich. „Ich wäre einverstanden, aber du nimmst mich nicht. Bilde dir ein, wir hätten die Rechnung jetzt beglichen."
„Ich nehme dich", sagte er. „Auf der Stelle. Heute noch."
„Heute, das glaube ich." Sie lächelte verschmitzt. „Für eine Nacht nimmst du mich, und morgen jagst du mich fort. Meinst du, ich wüßte das nicht? Nein, das glückt dir nicht."
„Guck an, so eine bist du!"
„Ja, so eine. Wie ich bin, bin ich. Ich habe zuviel getrunken", sagte sie und bedeckte die Augen. „Betrunken bin ich, betrunken. Wenn Iwan mich jetzt sehen würde, würde er mir's aber geben."
„Was hast du dauernd mit Iwan? Iwan weckst du damit nicht wieder auf, und leichter wird dir dadurch auch nicht."
„Spreche ich wirklich dauernd von Iwan? Sei nicht böse."
„Darum geht es nicht", antwortete er ärgerlich.
„Ich bin nicht mehr normal. Alles scheint in bester Ordnung, doch mit einem Mal denke ich an mein Schicksal und heule mich halbtot. Habe ich mich ausgeheult, ist alles wieder gut. Mein Leben ist vorbei. Ob schlecht oder gut, einerlei. Länger auf etwas Besonderes zu warten, ist sinnlos. Früher war es schlimm, daran zu denken, aber jetzt macht es mir nichts mehr aus. Ich gewöhne mich allmählich an den Gedanken, habe es eigentlich schon getan. Das ist besser. Zum Rühmen gibt es in meinem Leben nichts, und beklagen will ich mich nicht. Stiefmutter werde ich es auch nicht nennen, das Leben. Was einmal war, gehört mir."
„Und wenn du mich geheiratet hättest?" fragte er wie zum Trotz.
Sie erstarrte, als lausche sie in sich hinein. Unbestimmt zuckte sie die Schultern.
„Ich weiß nicht, Nikolai. Ich kann es nicht einmal vermuten. Du lebst und bist gesund. Das ist die Hauptsache." Sie streckte die Hand aus nach seiner Schulter. „Ich weiß nichts, Kolja. Wahrscheinlich würden wir miteinander leben. Warum jetzt davon anfangen?"
„Hast du wenigstens an mich gedacht?"
„An Iwan habe ich öfter gedacht. Sei nicht böse, er war mein Mann. Vielleicht werde ich jetzt an dich denken, nach heute."
„Bis jetzt gibt es nichts, woran du denken könntest."
„Wieso? Ich bin froh, daß ich dich getroffen habe. Wir sind einander doch keine Fremden."
„Damals haben wir uns auf den Hinterhöfen umarmt", sagte er.
„Das war einmal", sagte sie verlegen, die Erinnerung war ihr doch angenehm. „Was war, das war. Wir haben nicht nur einmal bis zum Hahnenschrei ausgeharrt. Und morgens ..."
Sie stockte. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, jemand steckte seinen Kopf herein, stotterte eine Entschuldigung und verschwand ebenso plötzlich.
„Ein Verirrter." Anna lachte.
„Ich habe sie allmählich satt, diese Verirrten", sagte Nikolai. „Am Morgen, draußen war es noch stockfinster, trommelte einer gegen die Tür. Ich machte auf, und er: Entschuldigen Sie, ich habe mich geirrt. Sie achten nicht auf die Zimmernummer und kommen einfach reingestürmt."
Er füllte noch einmal die Gläser.
„Trinken wir, es ist nicht mehr viel übrig."
„Wir haben ganz schön gefeiert."
Anna nahm das Glas mit beiden Händen und hielt es zum Anstoßen. „Ein richtiges wildes Gelage."
„Wir beide dürfen, haben uns eine halbe Ewigkeit nicht gesehen, jetzt ist uns alles erlaubt."
„Eine halbe Ewigkeit nicht gesehen", wiederholte sie staunend.
„Gewiß doch, und trotzdem haben wir uns wiedergetroffen. Und du hast mich zuerst erkannt. Hast mich in Erinnerung behalten."
„Ach Njurka, Njurka!"
„Was, Njurka?" fragte sie kokett.
„Du bist ein gutes Weib."
„Was ist gut an mir? Ein Weib wie jedes andere. Solche gibt's viele."
„Vielleicht brauche ich nur dich?"
„Was heißt brauchen." Sie lachte und drohte ihm mit dem Finger. „Ich bin beschwipst, aber nicht betrunken. Du hast es nicht geschafft und wirst es nicht schaffen."
„Bist du sicher?"
„Ja, ganz sicher."
Er stand auf und schloß die Tür von innen ab.
„Warum hast du abgeschlossen?" fragte sie ruhig.
„Damit nicht alle nacheinander reinkommen. Ich habe es satt."
„Ach, du listiger Fuchs, du."
Er trat heran, umarmte sie von hinten. Sie drehte sich um.
„Du willst also flirten?"
„Will ich."
„Dann wollen wir flirten", sagte sie. „Ich habe schon lange nicht mehr mit einem Kerl geflirtet."
„Hast du keine Angst?"
„Wovor soll ich Angst haben?"
Sie blickten sich aus schmalen Augen an.
„Wie ist's, heiratest du mich?" fragte er.
„Was bist du für ein fixer Kerl?" Anna lachte. „Heiraten! Zu Hause wartet seine Frau, und hier spielt er den Freier. Wenn er doch nicht heiraten gesagt, sondern es irgendwie anders ausgedrückt hätte! Ich hab dir doch gesagt: Du hast es nicht geschafft und wirst es nicht schaffen."
„Das werden wir noch sehen."
„Nichts werden wir sehen."
„Warum bist du bloß so?" fragte er, wütend werdend.
Sie lachte.
„Ich wiederhole, zu Hause wartet deine Frau auf dich, und du spielst hier den Freier."
„Und wer wartet auf dich?"
„Niemand", meinte sie versöhnlich. „Das ist die Wahrheit. Wenn Iwan noch da wäre ..."
„Iwan, Iwan", unterbrach er sie. „Immer dasselbe. Iwan war auch kein Heiliger. Ihr habt zusammen gelebt, und wir sind zu den Mädchen gerannt, er und ich."
Vor Verblüffung legte sich ihr Gesicht in Falten, und sie lächelte kläglich.
„Du lügst", flüsterte sie ungläubig.
„Warum sollte ich lügen, überleg doch selbst!"
„Du lügst, Nikolai", wiederholte sie und blickte ihn an.
Er wurde verlegen.
„Du hättest nicht dauernd damit anfangen sollen. Ich hab's dir doch gesagt. Iwan ist schon über zwanzig Jahre nicht mehr unter den Lebenden, du wirst doch jetzt nicht eifersüchtig sein?"
„Das auch noch!"
Sie nahm die Hände vom Tisch und legte sie in den Schoß, beugte sich vor, als wollte sie etwas auf dem Tisch betrachten und konnte es nicht erkennen. Er beobachtete sie gespannt. Sie bewegte sich nicht. Nur ihre Brauen zuckten ein wenig, es hatte den Anschein, als gelänge es ihr nicht, die Augen aufzumachen.
„Anna!" rief er.
Sie kam zu sich.
„Ach, egal", sagte sie. „Ich pfeif drauf, so oder so!"
Sie sah den Wein in den Gläsern und freute sich. „Wir haben nicht ausgetrunken. Wie konnten wir das tun?"
Ohne zu warten, trank sie in einem Zug ihr Glas leer und stellte es hart auf den Tisch.
„So ein Schuft!" sagte sie nach einer Weile und schüttelte mit einem bitteren Lächeln den Kopf. „Und ich habe nichts geahnt. Ein Schuft wie alle!"
„Warum sagst du das?"
„Ach nichts. Ich habe mich an etwas erinnert." Anna lachte nervös und laut. „Also, du sagst, du würdest mich heiraten? Oder hast du es dir anders überlegt? Sei vorsichtig, sonst heirate ich dich wirklich."
Er gab keine Antwort.
Sie lachte noch lauter.
„Das ist ein Bräutigam! Ich heirate, ich heirate dich, und verschwindet im Gebüsch. Dabei habe ich mich so gefreut."
Sie wurde still.
„Wir haben schön zusammen gefeiert", sagte sie mit schleppender Stimme und senkte den Kopf. „Unsere Unterhaltung war auch interessant, über den Krieg, über die Weiber, über die Kerle und über die Mädchen." Sie lachte kurz auf. „Wir haben einander viel Interessantes erzählt." Sie verstummte. „Iwan haben wir auch nicht vergessen, zuerst haben wir seiner gedacht, danach haben wir uns an ihn erinnert." Sie machte eine Pause. „So ein Schuft!" „Hör mal." Nikolai stand auf und trat näher an sie heran. „Ich habe das mit Iwan erfunden, weil ich beleidigt war. Die ganze Zeit hast du nur von ihm gesprochen, da ist mir der Blödsinn rausgeschlüpft. Ich wollte dich ärgern. Es ist nichts dergleichen gewesen."
„Du lügst", widersprach sie müde.
„Nein, ich lüge nicht."
„Du lügst. Ich sehe doch, daß du jetzt lügst und nicht vorhin. Ich tue dir leid. Du brauchst mich aber nicht zu trösten."
Sie seufzte. „Warum mußte er das tun. Das kränkt mich zu sehr. Wenn mein Invalide das gemacht hätte, hätte es mich nicht besonders berührt, ich hätte nicht mit der Wimper gezuckt. Doch bei ihm ist es kränkend, er hat mich beleidigt, das hätte er nicht tun dürfen." Sie weinte bitterlich, ohne Tränen, mit dumpfem Schluchzen, das einem herzzerreißenden Stöhnen glich.
Nikolai saugte mit den Lippen an der Papiros, er rauchte gierig.
Anna hatte sich bald beruhigt, nur ihr Körper bebte noch lange. Ihr Gesicht war trocken, dennoch ging sie ins Bad und wusch sich. Sie ging langsam, mit tastenden Schritten, als hätte sie Angst, jeden Augenblick zu fallen.
Sie bemühten sich, einander nicht anzusehen.
Schließlich kam sie aus dem Bad und sagte schuldbewußt:
„Ich habe mich bei dir betrunken."
Er sah sie wie ein Dieb an, verstohlen und wortlos.
„Ich gehe", sagte sie.
„Warte", bat er. „Setz dich noch fünf Minuten." Sie setzte sich auf den Rand ihres Stuhles. Sie schwiegen. Fünf Minuten vergingen, weitere folgten. Sie erhob sich.
„Ich muß gehen." Er zog sich an, um sie zu begleiten. Sie fuhren mit der Straßenbahn. Das war die Stunde, wo die jungen Männer ihre Mädchen nach Hause brachten. Nikolai und Anna saßen aneinandergeschmiegt, er hielt ihre Hand in seiner Hand.
Die Verliebten betrachteten sie voller Neugier und lächelten.

Deutsche Erstveröffentlichung. Für FREIE WELT übersetzt von Gisela Frankenberg. Illustration von Bernhard Nast.

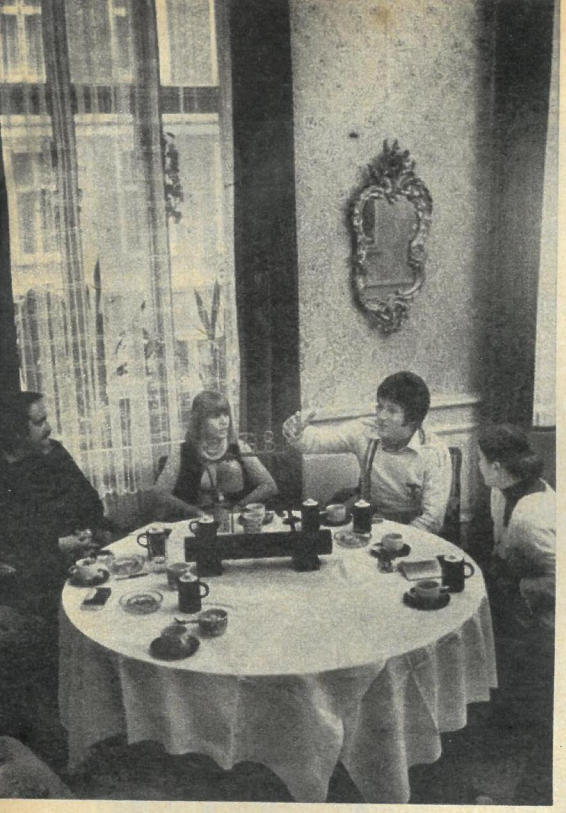
Die verlorene Schlacht oder Der Aufmarsch der Viren

Das westdeutsche Fernsehen veranstaltete eine Reprise mit dem Film „Hunde, wollt ihr ewig leben". Doch auch nach zwanzig Jahren seit der Uraufführung ist der Film nicht besser geworden. Die Vorstellung, die deutschen Landser seien bei Stalingrad elendlich zugrunde gegangen, weil einige wenige Naziführer die Übersicht verloren und schludrige Befehle erteilt haben, wird nach Jahrzehnten nicht wahrhaftiger. Der Glaube, die braven Soldaten hätten mit Gloria bestanden, wenn die bösen Führer nicht gewesen wären, scheint noch nicht aus allen Köpfen geschwunden.
Und da es so ist, muß nun auch den Zwanzigjährigen, die an der Uraufführung nicht teilnehmen konnten, dieser fromme Glaube übermittelt werden. Sie sollen ihre Väter oder Großväter verstehen lernen und nicht durch unbedachte, gar marxistische Lektüre den Sinngehalt soldatischer deutscher Tugenden im zweiten Weltkrieg in Frage stellen. Nein, nein, wo der deutsche Soldat stand, da standen auch Ehre und Pflichtbewußtsein. Den Generalen konnte man diese Tugenden, jedenfalls von Mal zu Mal, nicht unbedingt nachsagen. Vielleicht wäre die Stalingrader Schlacht anders gelaufen, wenn es die heute auf dem Markt erhältlichen taktischen Spiele gegeben hätte: Eines wird „Stalingrader Schlacht" benannt, und mit diesem kann man die Schlacht durch Manipulationen ganzer Divisionen anders gestalten. Man kann sogar siegen. Die an diesem Spiel gebildeten Hunde, die nicht ewig leben sollten, hätten den Marschallstab im Tornister gehabt.

Doch den Zwanzigjährigen wird das Leben nicht leicht gemacht: Nun können sie nicht einmal dem obersten Naziführer die Last des verlorenen Krieges aufbuckeln. Erfahren sie doch durch Bild, Ton und Wort, daß Hitler im Grunde der „gute Onkel Adi" gewesen ist und seine Karriere zum Wohle des deutschen Volkes angetreten hat, des Volkes, das ihn letztendlich nicht verdient hat. Göring war ein liebevoller Ehemann und ist dem Henker in Nürnberg durch eine Giftampulle von der Schippe gesprungen, frohlockt die „Welt am Sonntag" in ihrer neuesten Serie über Görings Tod. Goebbels, Heydrich, Bormann u. a. – sie alle waren schon einmal Titelhelden in der einen oder anderen Illustrierten oder Zeitung.
Eine neue Schlacht an der Wolga darf nicht noch einmal so ruhmlos enden. Diesen Willen zum Sieg muß der nun Zwanzigjährige in sich keimen lassen, und dafür darf ihm nichts zu teuer sein. Die Massenmedien jedenfalls sorgen dafür. Kein Tag vergeht, an dem nicht die Gefahr aus dem Osten eine Rolle spielt. Mal schreckt man den Bundesbürger, daß russische Panzer in wenigen Stunden den Rhein erreichen können, dann wiederum ist die Nord- oder Südflanke bedroht, italienische Kommunisten und die Widersacher gegen die Neutronenbombe gefährden die NATO usw. Jüngst zitierte „Quick" den amerikanischen General Keegan: „Die Russen sind uns in der Entwicklung dieser Strahlen (er meint die sogenannten ‚Todesstrahlen' aus Laser-Waffen – H. B.) voraus und werden damit unsere Raketen abschießen." Damit dieser freie Raketenflug gen Osten nicht gefährdet wird, muß jeder verstehen, daß die USA 412 Millionen Dollar für die militärische Forschung, davon allein 184,4 Millionen für die Entwicklung von Laser-Waffen, aufbringen. Nun ist Keegan geradezu berüchtigt für seine hysterischen Falschmeldungen, die er von Zeit zu Zeit, im Auftrage militärischer Stellen und einiger Rüstungsfirmen, ausstreut, doch das weiß der Bundesbürger nicht.

Daß „Moskau Raketen am Ussuri stapelte", erfährt er jedoch durch die „Welt", unter anderen Schlagzeilen auch durch andere Zeitungen. Kolportiert wird ein Buch von Bob Haldeman, einst Stabschef unter Nixon, der erfahren haben will, daß die Russen China einzuäschern gedachten und zu diesem Mordsspaß auch die Amerikaner eingeladen hatten, mit ihren Raketen beizusteuern. Die Amerikaner lehnten diese Offerte ab, die Russen zogen sich schmollend zurück. Es ist nicht ersichtlich, mit welchem Leser Haldeman gerechnet hat, doch für den BILD-Leser war diese Schreckensmeldung gerade richtig. „Ein Mittel, um provozierte Ängste und daraus sich ergebende Aggressionen zu verarbeiten, ist die aggressive Haltung, die BILD oft an den Tag legt." Das ist nicht etwa ein Zitat aus einer Dokumentation gegen die BILD-Zeitung, sondern der vom Springer-Verlag intern herausgegebenen BILD-Analyse entnommen.
Dem so ständig geschreckten Leser wird nun auch allzu deutlich, was er von A/UdSSR 77, der „Russengrippe", zu halten hat. Den Denkanstoß gaben Springers Organe mit der leichtfüßigen Bemerkung, daß die Grippeviren einigen geheimen sowjetischen Labors entsprungen sein könnten. Folgerichtig heißt es auch in der „Welt am Sonntag", der Virus ist in die BRD „hereingebrochen", regelwidrig und gezielt kriegsfeldmäßig. Ärztliche Ratschläge, Menschenansammlungen zu meiden, wird ein BILD-erfahrener Leser auch dahingehend deuten, daß Streiks und Demonstrationen zu unterbleiben haben, obgleich er bei weiterem Nachdenken vermuten müßte, daß der „russische Virus" doch eigentlich in diesen politischen Ansammlungen den Arm des Kreml erkennen und einen freundschaftlichen Bogen schlagen müßte. Von „Hunde, wollt ihr ewig leben" bis zu den sich überschlagenden Schlagzeilen über die Virus-Grippe – alles das drängt sich in wenigen Tagen zusammen. Ins Unterbewußtsein des gläubigen Bundesbürgers sind wieder einige „Informationen" über die „Aggressivität der Sowjetunion" abgelegt worden.

Text: Hans Bergmann
Karikatur: Kretzschmar



FREIE WELT-STAMMTISCH

Wenn eines Tages ein Prinz kommt...

Zwei weitgereiste Gesprächspartner, Monika Hauff und Klaus-Dieter Henkler, zu Gast am – diesmal im Berliner Club „Möwe" arrangierten – FW-Stammtisch. Neben vielen interessanten Eindrücken brachten sie von einer Tournee entlang der Drushba-Trasse auch ein Souvenir besonderer Art mit: einen Stammtisch-Aufsatz. FW-Mitarbeiter Ina Stritzke und Jürgen Geitner erlaubten sich als erstes, nach der Herkunft bewußten Tafelgerätes zu fragen.

Monika Hauff: Das ist eine dufte Geschichte. Einer der Jungs in Alexandrowka hat den Spitznamen „Pferd", weil er so wiehern kann. Nun haben wir ein Lied gesungen, in dem es heißt: „Wenn eines Tages ein Prinz kommt, auf einem schneeweißen Pferd..." Als wir an diese Stelle kamen, war plötzlich unheimlich was los im Saal. Alles lachte. Wir konnten uns gar nicht erklären, warum sich unser Publikum gerade bei der Zeile so unbändig amüsierte, wir waren richtig ein bißchen verunsichert. Hinterher hat man uns aufgeklärt. Und dann kam das „Pferd" und überreichte uns den Stammtisch-Aufsatz – wir nennen ihn übrigens „unser Pferd". Es ist ein Rohr mit richtigen soliden Schweißnähten und hatte den Trassen-Stammtisch in Alexandrowka geziert. Die Glocke, die oben dranhängt, wird zum Stimmungsmachen geläutet (sie läutet).

Klaus-Dieter Henkler: Ihr könnt Euch denken, wie sehr wir uns gerade über dieses stabile Souvenir gefreut haben. Deshalb schleppten wir es auch unverzagt bis Berlin.

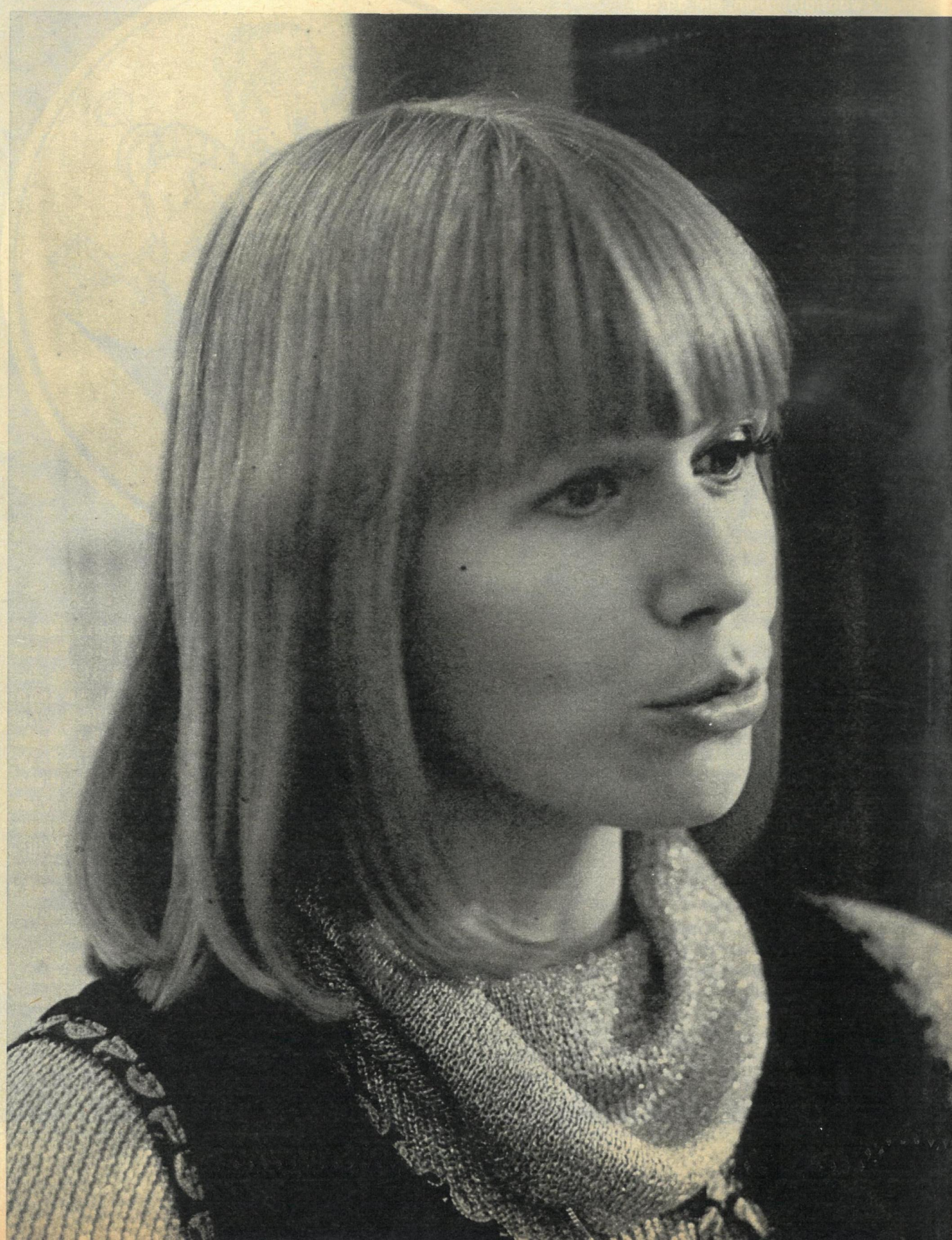
– Stabil wie die Drushba-Trasse. Welche Eindrücke bringt Ihr mit?

K.-D. H.: Was uns am meisten imponierte, war die gute Stimmung, die unter den Trassenbauern herrscht, auf allen sechs Stationen, von Krementschug bis Bar. Trotz der harten Arbeitsbedingungen, trotz minus 25 Grad Celsius haben sich der Pioniergeist und die Romantik von damals, wir waren vor zweieinhalb Jahren dort, nicht verflüchtigt. Ich glaube, unsere Jungen sind gute Botschafter, die sich mit den sowjetischen Bauleuten ausgezeichnet verstehen – nicht nur mit den ukrainischen Mädchen, die übrigens sehr hübsch sind.

– Unterscheiden sich Trassenkonzerte von anderen?

M. H.: In einigem. Dort tritt man meist in Speisesälen auf, unter improvisierten Bedingungen, die Kollegen trinken ihr Bierchen dabei und reden auch mal ein Wort dazwischen. Und nicht zu vergessen: Wir sind zu ihnen gekommen und nicht sie zu uns. Man muß auf sie eingehen, sie unmittelbar ansprechen – wir haben das mit ein paar neuen „Zangen"-Strophen, zugeschnitten auf ihre Probleme, probiert und hatten Erfolg.

Man darf nicht merken...



— Ihr wart die ersten Künstler am DDR-Abschnitt ...

M. H.: ... und wir haben uns vorgenommen, wenn es irgendwie geht, auch die letzten zu sein!

— Zuvor aber steht noch ein Höhepunkt in Eurem Kalender.

K.-D. H.: Die XI. Weltfestspiele in Havanna. Ja, da sind wir dabei.

— Und auch nach Kuba reist Ihr nicht zum ersten Mal. Was würdet Ihr den jungen Leuten, die im Juli nach Kuba fahren, raten?

K.-D. H.: Zuerst mal: Sie sollen sich auf heiße Tage einstellen. Ich meine, nicht nur auf das lateinamerikanische Temperament der Kubaner, es muß auch mit großer Hitze gerechnet werden. Und dann würde ich jedem empfehlen, weit die Augen aufzumachen und zu sehen, was sich in den Jahren des sozialistischen Aufbaus hier alles entwickelt hat. Wenn ich nur an die vielen neuen Schulen denke! Und lernt Lieder!

— Und worauf freut Ihr Euch am meisten?

M. H.: Auf das Publikum, das einfach phantastisch ist. Dann freuen wir uns auf den herrlichen Strand von Santa Maria und auch darauf, alte Freunde wiederzutreffen, Pasquala, unsere Dolmetscherin von der letzten Reise, und Rosita Fornés, unsere große kubanische Kollegin — und, aber das ist bisher nur ein großer Wunsch — auf eine erneute Begegnung mit Fidel Castro.

— Was würdet Ihr sagen beim Wiedersehen?

M. H.: Sagen? Singen würden wir als erstes. Wie damals in Berlin bei seinem Staatsbesuch.

— Was werdet Ihr singen?

K.-D. H.: Wir haben natürlich eine Menge Titel, von denen wir hoffen, daß sie ankommen. Direkt fürs Festival gibt es einen neuen: „Carneval auf Kuba", Text Hartmut König, Musik Gerd Natschinski. Die Melodie ist, glaube ich, attraktiv und eingängig, der Refrain leicht zu lernen.

— Eure Konzertreisen haben Euch schon in viele Länder geführt. Neulich habt Ihr in der BRD gastiert, könnt Ihr uns etwas zu dieser Tournee sagen?

M. H.: Für uns interessierte sich eine große Plattenfirma, weil sie glaubt, daß Hauff/Henkler bei ihnen eine Marktlücke schließen können. Die Gesangsduos in der BRD liegen ganz anders als wir. Die singen den sogenannten Tagesschlager, der entsprechend kurzlebig ist.

K.-D. H.: In der BRD ist es momentan für viele „in", in ihren Liedern negativ zu sein. Kunststück, die Jugend hat dort ja auch wenig zu lachen, sie hat große Existenzprobleme. Wo soll da Optimismus herkommen? Uns hat man in der BRD vorgeworfen, wir besängen die „heile Welt". Na sicher doch, wir stellen die Lebensbejahung in den Vordergrund, unsere Weltanschauung und unser Leben sind nun mal nicht negativ, woher auch? Und wir haben festgestellt, gerade das zündet bei den Leuten. Die „Underground"-Kunst zeigt keinen Ausweg, wenn sie auch noch so tief im Dreck wühlt. Wir überzeugen auf unsere Weise.

— Vor das Überzeugen haben die Götter den Schweiß und Fleiß gesetzt, das handwerkliche Können, ohne das es keine Natürlichkeit oder Vielseitigkeit gibt.

K.-D. H.: Genau. Einfach die Treppe herunterkommen, zwei, drei Liedchen säuseln und den Star markieren, davon halte ich gar nichts. Auch in unserem Beruf zählt die von der Pike auf erworbene Erfahrung, die Selbstdisziplin, das Sich-Bewährt-Haben in vielen und beileibe nicht nur musikalischen Situationen.

M. H.: Unterhaltung ist eine Arbeit, die schwer ist. Und gerade das darf man nicht merken. Ich muß mich gefangennehmen lassen können von der Darbietung, dann ist sie erst wirklich gekonnt. Sonst bangt der Zuschauer richtig mit, ob's auch glückt — aber dann ist die Ausstrahlung flöten, und den Funken, der überspringen soll, kannst Du auch suchen ...

— Wie unterhaltet Ihr Euch, wenn Ihr nicht gerade unterhaltet?

K.-D. H.: In erster Linie ist unser Beruf auch unser Hobby. Ich höre aber auch sehr gern Schallplatten: Blues, traditionelle Folklore, gute Chansons. Sehr wichtig ist der Sport in meinem Leben — an erster Stelle rangiert der Fußball.

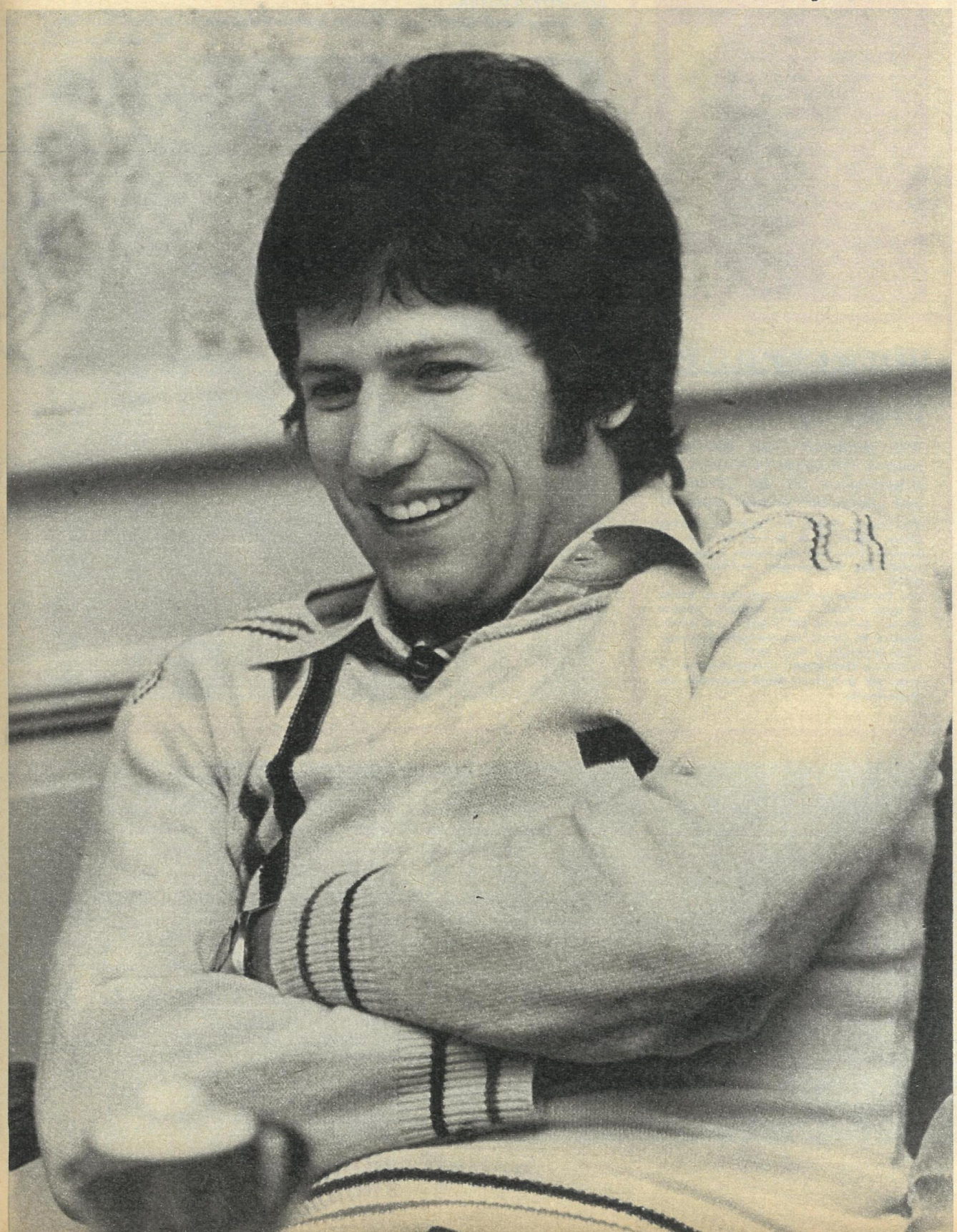
M. H.: Ja, und mich stellt er immer ins Tor, damit ich seine Bälle halte! In meiner Freizeit, der kargen, höre ich mir sehr gern Hörspiele an.

— Ihr seid erfolgreich, habt Ihr noch Wünsche?

M. H., K.-D. H.: Daß es in Berlin eines nicht gar zu fernen Tages ohne Kampf und Krampf möglich sein wird, mit Gästen Plätze in einem netten Restaurant zu kriegen. Und daß uns unsere Fans gewogen bleiben, wir in der internationalen Szene noch ein bißchen besser mitreden können.

Stammtisch-Aufsatz von der Trasse.

... daß Unterhaltung ernste Arbeit ist!



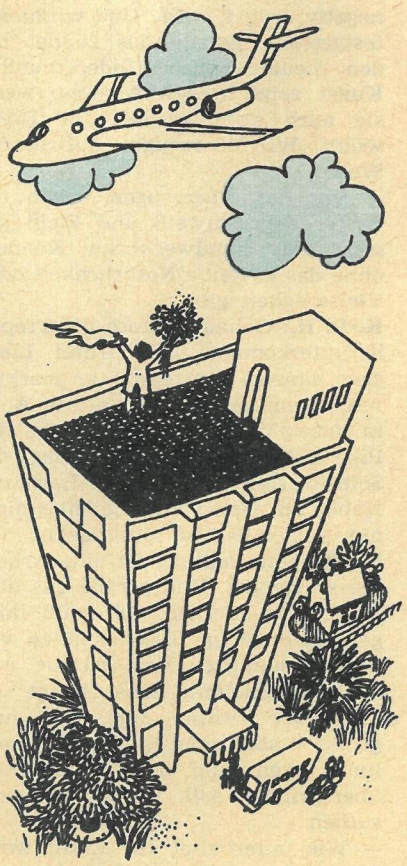
Fotos: Jo Gerbeth, Volker Hohlfeld (1)

Man muß sich nur zu helfen wissen

In Heft 3/1978 beantwortete Karl-Heinz Gummich Fragen unserer Leser zum Reiseland Sowjetunion. Da meist nicht vorher bekannt ist, in welchem Hotel die Touristen wohnen werden, blieb in seinen Antworten die Frage offen, wie sowjetische Bürger ihre Freunde aus der DDR, die als Touristen ihr Land besuchen, finden können.

Gertrud Rennwanz, Haldensleben, gibt ihre Erfahrungen weiter. „Nach der Buchung beim Reisebüro teilte ich meinen Bekannten in Moskau sofort Reisezeit und Reisenummer mit. Im Stadtbüro von Intourist kann in Erfahrung gebracht werden, wo die Gruppe untergebracht wird. So klappt es mit dem Wiedersehen prima."

Auch Familie **Meister, Lichtenhagen,** macht es so. „Mit Hallo wurden wir in Leningrad auf dem Bahnhof mit Blumen empfangen, und in Tbilissi kamen unsere Freunde ins Hotel. Sie wußten sogar die Zimmernummer."



Wie kam es in Rußland zu der Tradition, sich mit Vor- und Vatersnamen anzusprechen, beispielsweise Alexander Michailowitsch?

Dieter Scholz, Merseburg

Diese Tradition entstand in der Kiewer Rus, im Mittelalter. Ursprünglich durften sich nur die Adligen, wie Fürsten, Bojaren usw., mit dem Vatersnamen bezeichnen, der auf „owitsch" oder „ewitsch" endete. Einfache Menschen erhielten zwar ebenfalls die Erlaubnis, den Vatersnamen zu führen, aber nur nach Verdienst und Auszeichnung fürs Vaterland. In einem vor kurzem entdeckten Schriftstück heißt es zum Beispiel, daß „Pjotr Semjonowitsch als Anerkennung für die Mithilfe bei der Entlarvung eines Fälschers urkundlich das Recht verliehen wird, seinen Vatersnamen zu tragen . . .".

PREISFRAGE Heft 6/78

Wer produziert die Matrizenpappen, mit denen in Moskau die Druckplatten für die „Prawda" und „Iswestija" geprägt werden?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50,— M sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 8/1978.

Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke — siehe Schere — und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 5. April 1978.

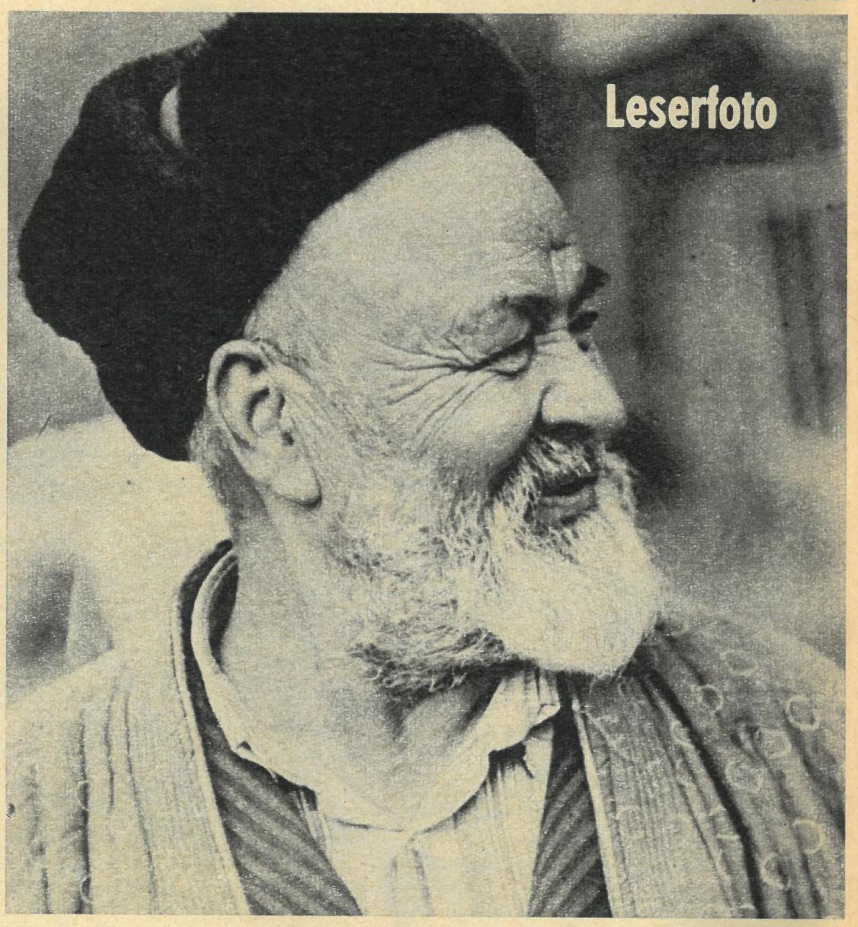
Auflösung Heft 4/1978: Diensthabendes System. Wir gratulieren **Klaus Bergmann aus Hoyerswerda.**

Treff mit Tjomin

Wir FDJler aus Dresden, deren Schule den Namen des Kundschafters der Roten Armee und Helden der Sowjetunion Richard Sorge trägt, besuchten die Seelower Höhen. Der Rundgang und ein Vortrag vermittelten uns einen ersten Eindruck von den Geschehnissen im Jahre 1945. Es war für uns ein Erlebnis, hier auch mit dem bekannten sowjetischen Kriegsfotografen Viktor Antonowitsch Tjomin, dessen Fotos uns bei der Besichtigung gefesselt hatten, zusammenzutreffen. Tjomin, der an den verschiedensten Kampfabschnitten Zeitgeschichte eingefangen hat, schüttelte uns die Hände. Wir waren nicht nur hierhergekommen, um Traditionen zu pflegen, sondern vor allem, um unser Vertrauen, unsere

Der Beitrag „Schnee in Samarkand?" (Heft 4/1978) erinnerte mich an meine Reise im Oktober/November 1977 mit einer Delegation Kulturschaffender aus dem Bezirk Karl-Marx-Stadt in die mittelasiatischen Sowjetrepubliken.
In Samarkand lernte ich diesen sympathischen Usbeken kennen.

W. Hoffmann, Oelsnitz



Unterwegs ohne Dolmetscher

Ich begrüße es sehr, daß im März endlich ein Russisch-Lehrgang beginnt. Schon längst wollte ich darum bitten, in Ihrer Zeitschrift ein Plätzchen für die Freunde der russischen Sprache zu reservieren. Für mich ist Russisch eine Art Steckenpferd, denn beruflich benötige ich diese Sprache leider nicht sehr oft, so daß ich fürchte, allmählich aus der Übung zu kommen und alles zu vergessen.

Irmtraut Zeltler, Berlin

FREIE WELT entspricht dem Wunsch vieler Leser und beginnt ab Heft 7/1978 einen Russisch-Lehrgang für Touristen. Gedacht für jeden, dessen Sprachkenntnisse in Vergessenheit gerieten, und für alle älteren Leser, die die russische Sprache nicht erlernen konnten.

● **Jede** Lehrgangsfolge liefert – wenn man sie entsprechend faltet – dem Benutzer ein achtseitiges illustriertes Heftchen, das ihm jeweils zu einer Thematik Vokabeln und Redewendungen bietet, mit deren Hilfe er sich in den verschiedensten Situationen verständigen kann.

● **Jede** Lektion enthält eine Preisfrage!

● **Jeder** ausgeloste Gewinner bekommt einen Samowar!

Wem Fortuna nicht hold ist, der hat ganz zum Schluß des Lehrgangs noch die Chance zu gewinnen: Er kann dabeisein, wenn wir uns (wo wird noch nicht verraten) zu einer urgemütlichen Runde zusammenfinden, um über Erfolge und (eventuelle) Mißerfolge unsere Meinung auszutauschen.

Hochachtung gegenüber den historischen Leistungen des Sowjetvolkes und seiner Armee auszudrücken. Viktor Tjomin sprach zu uns. Er berichtete von den Kämpfen am Chalchin-Gol, von seinen zahlreichen Einsätzen im Großen Vaterländischen Krieg. Mit großer Anteilnahme verfolgten wir seine Ausführungen und gaben das Versprechen ab, den großartigen Vorbildern, den Helden der Sowjetunion, nachzueifern.

FDJler der „Dr.-Richard-Sorge-Oberschule", Dresden

Kleine Empfehlung

Durch die FREIE WELT haben wir unsere Freunde in der Sowjetunion gefunden. Regelmäßig geht die Post hin und her. Viele Gedanken und viel Erlebtes wird ausgetauscht. Bald werden wir uns sehen. Es müßten noch mehr Menschen unserer Republik Verbindung zu sowjetischen Familien haben.

Carmen Zimmer, Halle-Neustadt

Wer schreibt uns?

— Jelena Posownaja, 21 Jahre alt, 622005 Gebiet Swerdlowsk, Nishni Tagil, ul. Gwardejskaja d. 37, kw. 163. Arbeitet im Rechenzentrum eines Instituts. Interessiert sich für Musik und Kunst

— Arvydas Macaits, 19 Jahre alt, Litauische SSR, Vilnius-34, Studentu 29-215 (I). Wünscht Briefwechsel in russisch oder englisch mit DDR-Studenten

— Igor Kondratjew, 14 Jahre alt, UdSSR, 603122 Gorki, ul. Schischkowa, d. 7-2-62. Möchte mit DDR-Schülern korrespondieren

— Nadeshda Wassiljewna Amelkina, 28 Jahre alt, 627010 UdSSR, r-n Tjumen, pos. Winsili. Sucht Kontakt zu DDR-Familie

Gruß aus der zweiten Heimat

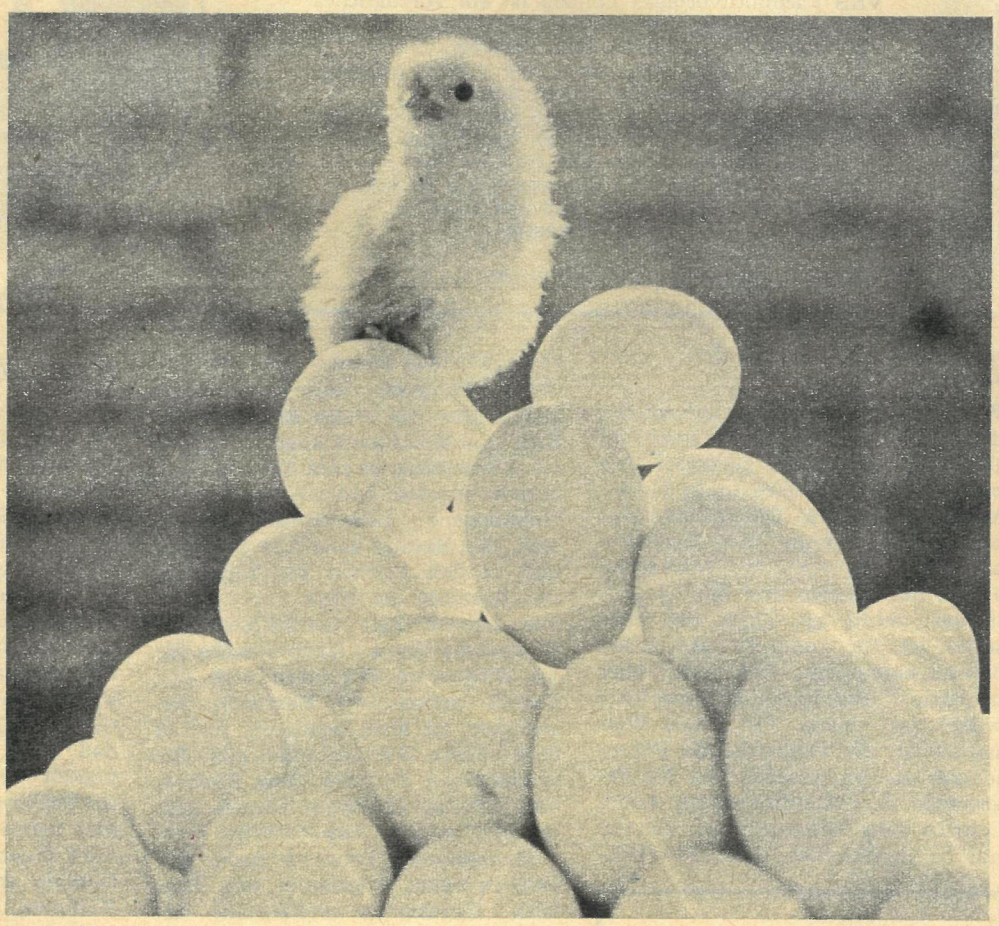
Mit viel Freude erhielten wir vor einigen Wochen 300,– Mark für den 1. Preis im Wettbewerb „Auf den Spuren sowjetischer Diplome". Wir gingen sofort ins Reisebüro und bestellten Fahrkarten nach Leningrad. Auf Einladung einer ehemaligen Studentin, die auch mit uns an der BAM gearbeitet hatte, konnten wir unsere zweite Heimatstadt besuchen. Natürlich waren wir am Institut. Wir fühlten uns wieder wie Studenten, als wir eine Lektion in Wissenschaftlichem Kommunismus hörten und in den Laboratorien des Instituts waren. Vielen Dank für die herrliche Reise.

Ilse Clauder und Elfi Reincke, Halle

Vom Frühlingsküken zum 11. Kongreß

Liebe FREIE WELT! Ich habe ein Anliegen an Dich. Ich bin Facharbeiter für Geflügelzucht/Käfighaltung in der Frischeierproduktion, 32 Jahre alt, verheiratet und Mutter von drei Jungen. Ich möchte gern mit einer Geflügelzüchterin in der UdSSR in Erfahrungsaustausch treten. Wir haben hier bei uns die modernsten Anlagen, die zur Zeit in der DDR in Betrieb sind. Alles erfolgt automatisch, nur die Reinigungsarbeiten machen wir manuell. In der Eierproduktion liegen wir mit an der Spitze im Bezirk Neubrandenburg. Wie ich aus Presse und Funk weiß, gibt es in der Sowjetunion große moderne Geflügelanlagen. Ich würde mich sehr freuen, wenn mir eine Kollegin aus einem solchen Betrieb schreiben würde!

Helga Henkel, 2041 Pisede/Malchin

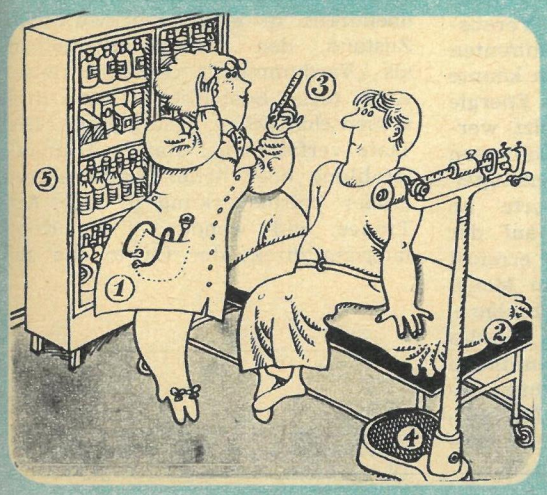


Liebe Leser! Was uns Frau Henkel schreibt, ist eigentlich keine große Besonderheit — häufig bekommen wir Post mit einem solchen Anliegen, oft haben wir helfen können. Aber ist es nicht gerade deshalb doch etwas Besonderes? Als wir diesen Brief in der Hand hielten und überlegten, ob wir ihn veröffentlichen oder unseren Korrespondentinnen geben sollen (sie kümmern sich neben vielem anderen auch um solche Wünsche), kam uns in diesen Wochen der Vorbereitung des 11. Kongresses unserer Freundschaftsgesellschaft der Gedanke, einmal mit Ihrer Hilfe solchen hier vorerst angestrebten Beziehungen nachzugehen. Für Frau Henkel ist es noch ein Wunsch, doch in vielen Betrieben und Institutionen kommen Arbeiter, Pädagogen, Wissenschaftler, Künstler aus der DDR und der UdSSR ganz „unter sich" zusammen, tauschen ihre Erfahrungen aus, helfen sich gegenseitig, werden Freunde und Briefpartner.

Bitte schreiben Sie uns Ihre Erlebnisse zu diesem Thema!

Ihr Leserforum

Redaktion: Heidi Mäder; Foto: APN; Vignette: Martin Kotsch; Zeichnung: Gerhard Bläser



Erinnern Sie sich? In Heft 1/1978 hatten wir versprochen, daß FREIE WELT Touristen mit Russisch-Kenntnissen ausrüsten wird. Es ist soweit: FREIE WELT bringt ein ganzes Jahr lang

„Russisch für unterwegs"

Die Zahlen kleben daran fest, damit sich's leichter lernen läßt

Leser-forum

Moderne Wünschelrute

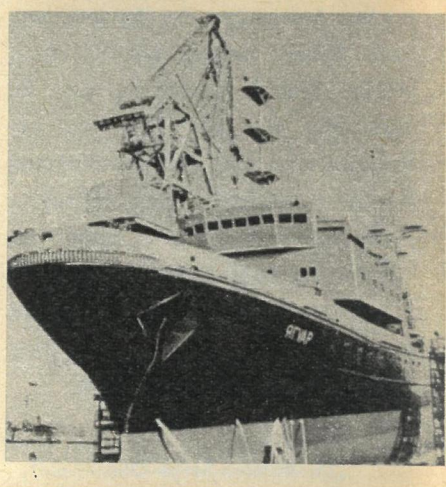
Einst sprach man Menschen geheime Kräfte zu, die – nur mit Wünschelruten bewaffnet – Wasser, Erdöl, ja sogar vergrabene Schätze fanden. Eine moderne Wünschelrute, sozusagen auf wissenschaftlicher Basis, wurde in der Berg- und Hüttenakademie von Kraków (VR Polen) entwickelt. Das Gerät „fühlt" Metallrohre in einer Tiefe bis zu acht Metern und zeigt ihre Lage mit einer Genauigkeit bis zu fünf Zentimetern an.

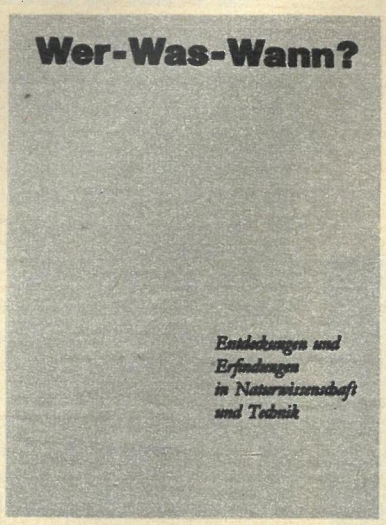
Geklebte Wunden

Eine weiche, elastische und kleinporige Naht bildet ein neuer medizinischer Klebstoff, der in Moskau vorgestellt wurde. Er wächst mit dem Bindegewebe und kann später ohne Schaden wieder aus dem Organismus entfernt werden. Ein zweiter Klebstoff verbindet sich bei Berührung mit dem weichen Gewebe des Organismus unter Bildung eines Films, der die verklebten Oberflächen stabil zusammenhält. Der Film ist durch seine grüne Farbe leicht vom Gewebe zu unterscheiden.

Rettung durch Jaguar

Das größte Rettungsschiff der Welt wurde kürzlich in der Leningrader Werft auf den Namen „Jaguar" (Bild rechts) getauft. Dieses Flaggschiff einer neuen Serie hat eine Wasserverdrängung von 40 000 Tonnen, eine Motorleistung von 9000 PS, eine Geschwindigkeit von 19 Knoten. Mehrere Wasserkanonen mit einer Kapazität von 500 Kubikmetern pro Stunde dienen der Brandbekämpfung auf beliebigen Wasserfahrzeugen. Neueste Navigationsgeräte und eine unter der Wasserlinie montierte Fernsehanlage sorgen für effektiven Einsatz.





Wer erfand den Blitzableiter?

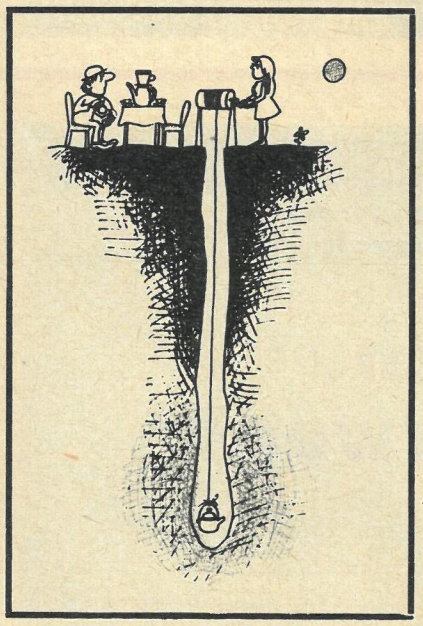
Die Welt verdankt Dmitri Iwanowitsch Mendelejew das Periodensystem der Elemente.
Das ist bekannt. Wissen Sie aber auch, wer den Blitzableiter oder den Druckknopf erdachte? Den Unwissenden kann geholfen werden. Eine der jüngsten Editionen des VEB Fachbuchverlages Leipzig ist ein vorzügliches Nachschlagewerk, ein „Who is who" der Patentwelt. Von Abakus, dem antiken „Taschenrechner", der schon 1000 v. u. Z. gebraucht wurde, bis Zyanlaugung, einem Erzaufbereitungsverfahren, ist auf 416 Seiten die Creme aller Erfindungen und Erfinder vorgestellt. Wenn Sie wissen wollen, wer (und wann) den Kugelschreiber, das Eßbesteck, die Dreschmaschine, die Zündhölzer und den Blitzableiter erfand – das Buch kostet 16 M und ist mehr wert, als der allzu nüchterne Titel verspricht.

Wundermittel Silizium

Das zweithäufigste Element und mit 25 Prozent am Aufbau der Erdrinde beteiligt ist Silizium. Es kommt allerdings nie in reiner Form, sondern gebunden als Siliziumdioxid oder in Silikaten vor. Das Siliziumdioxid hat wohl jeder schon in Form von Sand, als Kiesel- oder Feuerstein, manch einer als Bergkristall in der Hand gehabt. Ohne Silizium gäbe es keine Schmuckstücke mit Achat, Jaspis oder Opal. Aber auch in allen Geweben und Organen von Mensch und Tier ist Silizium enthalten, am stärksten in Teilen des Bindegewebes. Im Institut für organische Synthese der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR wurden in letzter Zeit neue Siliziumverbindungen synthetisiert – die Silatrane. Sie stimulieren die Bildung des Bindegewebes und fördern das Heilen von Wunden. Am Knorpelgewebe von Hühnerembryonen wurde nachgewiesen, daß sämtliche erprobten Präparate die Eiweißsynthese stimulieren, am stärksten jedoch die Biosynthese des Prolins, einer Aminosäure, die als Baustein für das Kollagen gilt. Unter den erforschten Silatranen erwies sich das Methylsilatran als das wirksamste.

Erd-Ofen

Was vor vier Milliarden Jahren auf der Erde geschah, liegt noch im Dunkeln. Aber genau zu dieser Zeit bildete sich die Erdkruste, in der die Mineralien lagern. Die meisten uns bekannten Gesteine der Erdkruste aber sind jünger als zwei Milliarden Jahre, nur wenige drei bis 3,5 Milliarden Jahre alt. Doch die Erde selbst ist vor rund 4,5 Milliarden Jahren entstanden. Das heißt: über die erste Milliarde der Erdgeschichte wissen wir nichts. Ein neues Wissensgebiet, die vergleichende Planetologie, die im wesentlichen die Ergebnisse der Mondforschung nutzt, brachte neue Erkenntnisse. Das ist nur zu verständlich, denn die Frühgeschichte des Mondes und der anderen Planeten kann Aufschluß geben über die frühe Erdevolution. Erde und Mond sind ungefähr gleich alt. Zuverlässig ist zum Beispiel festgestellt worden, daß die Mondmeere vulkanogene Lava-(Basalt-)Ebenen sind. Die Basalte ähneln in Struktur und in den Formen der Lagerung den Basalten der Erde.



Vor einiger Zeit betrachteten die Wissenschaftler als Hauptursache für die Wärme im Erdinnern noch den Zerfall radioaktiver Elemente. Inzwischen ist aber bewiesen, daß es noch andere Wärmequellen gibt. Die sowjetischen Forscher Oleg Kuskow und Nikolai Chitarow wiesen zum Beispiel anhand komplizierter thermodynamischer Prozesse nach, daß sich zwischen Erdmantel und Erdkern Reaktionen vollziehen, bei denen Silizium entsteht, das wiederum im Eisen-Nickel-Kern schmilzt. Dabei wird die gleiche Energiemenge frei wie beim radioaktiven Zerfall. Das heißt, unter bestimmten Voraussetzungen und in einem bestimmten Lebensabschnitt der Planeten könnte die Kernenergie durch die Energie chemischer Reaktionen ersetzt werden. Die gleichen Berechnungen zeigten, daß die dafür benötigten Temperatur- und Druckwerte im Innern der Planeten nur auf der Erde und auf der Venus erreicht werden, nicht aber auf dem Mond. Das ist nur ein Aspekt der Probleme, die mit der Erforschung des Mondes zusammenhängen. Die Erkenntnisse auf unserem Planeten berühren erneut die Frage nach der Übereinstimmung zwischen Mond- und Erdrinde in ihrem Anfangsstadium.

Kein Märchen

„Es ist nicht zum Aushalten, immer nur zu zweien. Den ganzen Tag starrt man die Sonne an, bis man noch zum Idioten wird", sagt der Adler in Saltykow-Stschedrins Märchen „Der Adler als Mäzen" zu seiner Frau. Dieser Vogel-Stoßseufzer, den man früher für eine brillante Formulierung des großen Satirikers hielt, hat sich als Beispiel glänzender Naturbeobachtung erwiesen: Jahrzehnte nach Erscheinen des Märchens stellten Wissenschaftler fest, daß Vögel tatsächlich über die Fähigkeit verfügen, ohne Gefahr für ihr Sehvermögen lange Zeit direkt in die Sonne zu blicken. Ermöglicht wird ihnen dies durch ein konvexes Gebilde in der Art eines kleinen Kammes, welches sich bei starker Lichteinwirkung über die Sehzellen schiebt und die empfindlichsten Teile des Auges vor dessen Einwirkung schützt. Dabei verfallen die Vögel obendrein in einen merkwürdigen Zustand, den Saltykow-Stschedrin als „Verdummung" charakterisierte. Auch diese Beobachtung fand ihre wissenschaftliche Bestätigung. Die Tiere verfallen bei starker Sonnenstrahlung oder hellen Lampen mit großer Wärmewirkung in eine Art Trance und wenden ihren Kopf langsam direkt der Lichtquelle zu.

Redaktion: Christel Kotsch; Fotos: Weinstein (3), FW-Archiv; Zeichnungen: Martin Kotsch

Keine Chance

Als ernsthafte Gefährdung bei Grubenbränden erwiesen sich die bisher eingesetzten Förderbänder, da sie aus brennbarem Material waren. Die ungarische Taurus-Gummifabrik in Szeged stellt jetzt Fördergurte her, deren Textileinlagen mit einem besonderen Material imprägniert sind. Außerdem sind sie mit einer kaum noch brennbaren Kautschuk-Mischung überzogen. Fängt das Band trotzdem Feuer, entstehen Gase, die die Sauerstoffzufuhr verhindern. Der Brand erlischt von selbst.

Vier auf einen Schlag

Ein „Physiokop" entwickelten Mitarbeiter des Laboratoriums für medizinische Geräte im Rumänischen Forschungsinstitut für Elektronik. Das Gerät zeigt auf einem Bildschirm gleichzeitig vier physiologische Funktionen des Patienten an: Atmung, Puls, Elektroenzephalogramm und Blutdruck. Auch die Zahlenwerte dieser Prozesse erscheinen auf dem Bildschirm. Das „Physiokop" kann nicht nur für diagnostische Zwecke, sondern auch für physiologische Forschungen eingesetzt werden.

Auf Alexanders Spuren

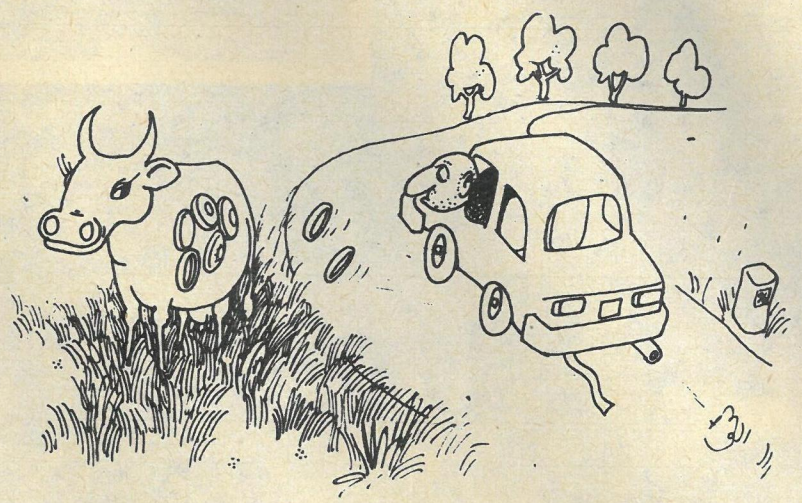
Mitten in Leninabad (Tadshikische SSR) wurde jetzt der östlichste Vorposten Alexanders des Großen entdeckt. Sowjetische Wissenschaftler analysierten altgriechische Chroniken, die zwar von der Gründung des „äußeren Alexandrias" östlich des heutigen Syr-Darja berichten, aber keinen genaueren Ort angeben. Außerdem wurde die topographische Lage am Syr-Darja vor 2300 Jahren rekonstruiert. Die Grabungen an dem ermittelten Ort brachten unter anderem Keramikscherben und Pfeilspitzen sowie Reste der Festungsmauer ans Licht.

Nachwuchs-Verluste

Verändert sich die Lufttemperatur nur um einige Grade, können riesige Verluste in der Viehzucht die Folge sein. Das beweisen Forschungen des Zentralen Forschungsinstituts für Veterinärwesen in Sofia. Schon bei unbedeutenden Abweichungen des Mikroklimas von der Norm verringert sich der Zuwachs bei Kälbern um 12, bei Broilern sogar um 20 bis 30 Prozent. Um eine ökonomische Effektivität zu sichern, muß also das Mikroklima — eine bestimmte konstante Temperatur, Beleuchtung, Lärmpegel, der Anteil von Staub, Giftgasen und Mikroben in der Luft — ständig kontrolliert werden.

Anziehende Kühe

Schon in der Schule wird man mit den Kräften des Magnetismus bekanntgemacht. Magnete leisten ihre Dienste im Kompaß, in kleinen elektrischen Generatoren und Motoren und in elektrischen Meßgeräten. In Ungarn werden sie nun auch in Kühe eingebaut. Nicht selten müssen Rinder geschlachtet werden, weil sie mit dem Futter einen Nagel oder ein Stück Draht verschluckten. Nach unvollständigen Meldungen müssen allein in Ungarn jährlich 12,5 Prozent des Viehs deshalb notgeschlachtet werden. Nun wird den Tieren im Futter ein kleiner Magnet in einer Plastehülle zugeführt. Im Magen der Tiere zieht er kleine Metallgegenstände an und hält sie fest. Ohne Schaden bleibt der Magnet das ganze Leben im Magen der Tiere und schützt sie zuverlässig vor gefährlichen Verletzungen des Verdauungstrakts.



Institut für Höllenschlünde

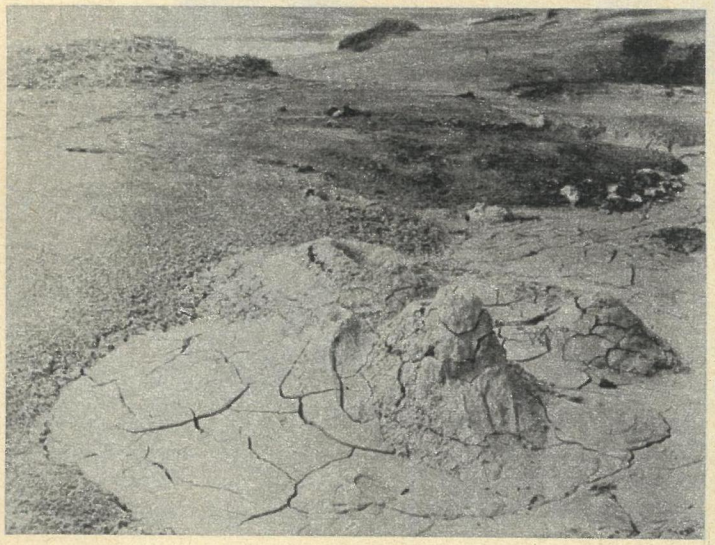
In der Mythologie der Ureinwohner Kamtschatkas verwandelten sich die grollenden Vulkane, dampfenden Geysire und Seen der geologisch unruhigen Halbinsel in gute und böse Geister. Einer von ihnen, der auf dem Sopka-Massiv wohnende Vulkan Uson, zähmte für die Menschen wilde Büffel. Er versank in der Tiefe, als die Menschen sich wider das Gebot seiner Heimstatt näherten ...

Die Geologen, Chemiker, Biologen und Botaniker des Instituts für Vulkanologie, das zum Fernöstlichen Zentrum der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gehört, haben solche üblen Folgen ihrer Neugier nicht zu fürchten. So steigen sie zu den brodelnden Thermalquellen hinab, entnehmen Gas aus den Rissen des heißen Gesteins und erforschen die Geheimnisse der Bildung von Bodenschätzen. Das warme Mikroklima des Seengebietes um den Uson stellt überdies ein einzigartiges natürliches Laboratorium dar, da hier das ganze Jahr hindurch die Vögel singen und die Wildtiere durch den Wald streifen. Die geothermische Energie soll künftig ein Kraftwerk betreiben. Dann können die guten Geister sich wieder nützlich machen.

3

1

2



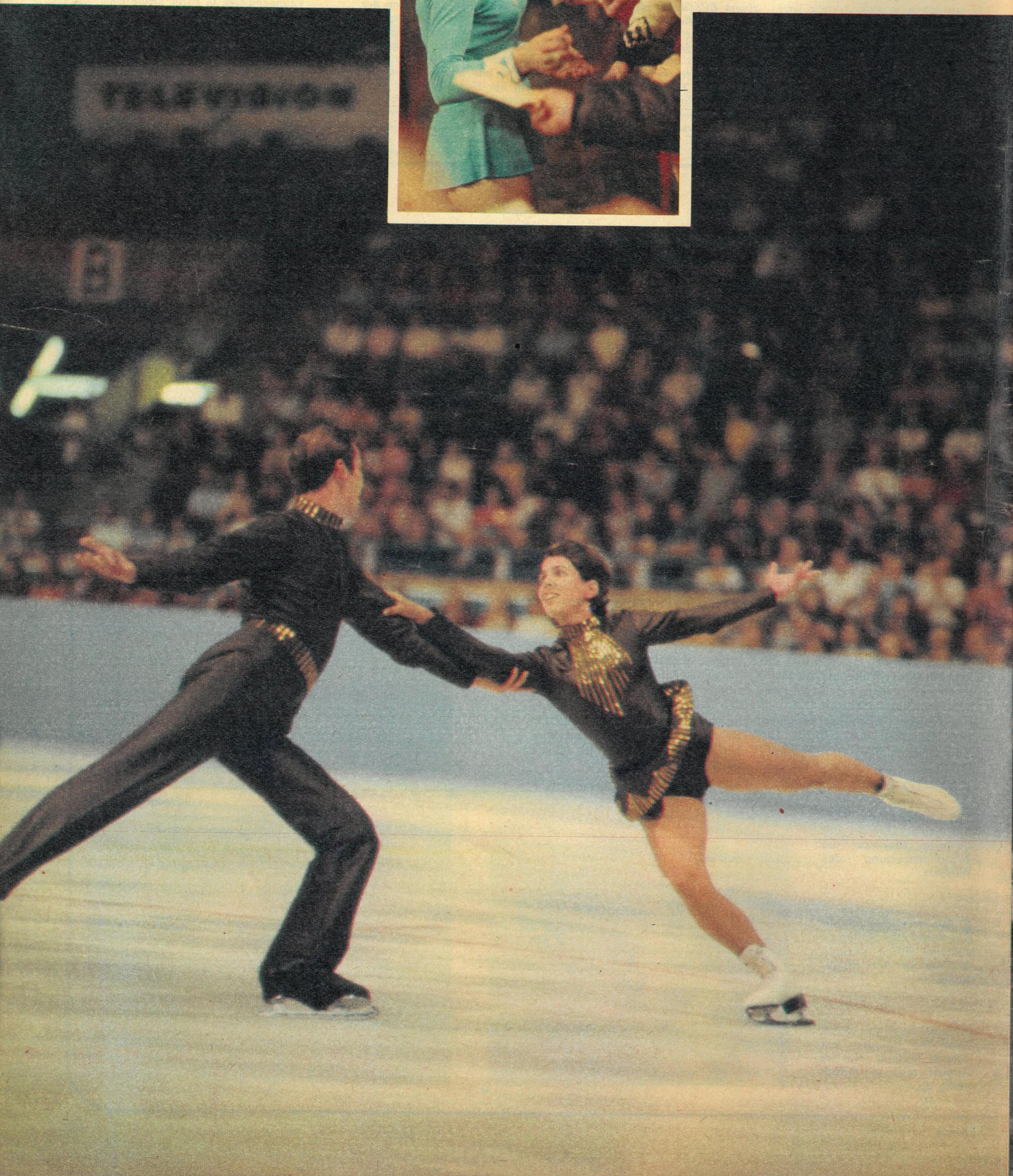
1 Unmittelbar am Austritt heißer Quellen analysieren Chemiker die Zusammensetzung des Wassers.

2 Aus der Nähe ähneln die Kegel der Schlammvulkane ihren riesigen Brüdern in der Umgebung.

3 Selbst im Winter ist der Uson nur teilweise von Schnee bedeckt. Nur im August taut er jedoch völlig ab.

1969 / 78

1968 stellte sich Irina Rodnina mit Alexej Ulanow zum ersten Mal international vor, bereits 1969 wurden die zwei Weltmeister. 1973 begann Irinas gemeinsame Laufbahn mit Alexander Saizew. Mit sechs WM-Siegen und sechs EM-Erfolgen gehören sie zu den erfolgreichsten Paaren aller Zeiten.



1901/11 Ulrich Salchow legte nicht nur als Eisläufer Ehre für seinen Sport ein. In den zwanziger und dreißiger Jahren lenkte er als ISU-Präsident die Geschicke des Eiskunstlaufs.

1927/36 Die Norwegerin Sonja Henie stellte sich bereits als Zwölfjährige bei Weltmeisterschaften vor. Sie errang als erste Läuferin in ununterbrochener Reihenfolge zehnmal den WM-Titel.

Titel Nr. 10

Anfang Februar 1896 hatten sich der Österreicher Gustav Hügel und der Deutsche Gilbert Fuchs auf den Weg nach Petersburg, dem heutigen Leningrad, gemacht, um dort im Wettkampf mit den beiden russischen Sportlern Georg Sanders und Nikolai Podjuskow den ersten offiziellen Weltmeister im Eiskunstlauf der Männer zu küren. Sechs Preisrichter beurteilten am 9. Februar vor 82 Jahren das Können dieses Quartetts. Die Eiskunstläufer hatten es in ihren Gründerjahren schwer. Der Millionenzuspruch blieb ihnen damals noch versagt. Wer holte sich schon gerne am Rande zugefrorener Parkteiche oder mühevoll angelegter Spritzeisbahnen beim stundenlangen Stehen kalte Füße?

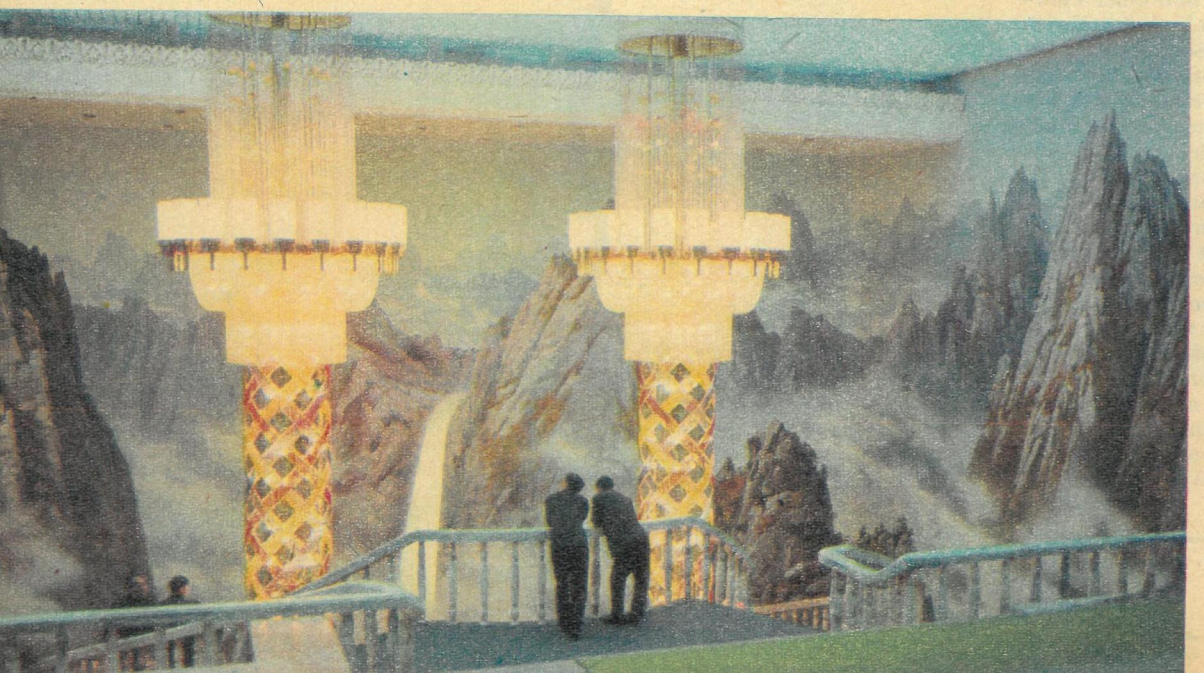
Als 1900 in Stockholm der Eiskunstlauf-Weltmeister gesucht wurde, hatten sich lediglich zwei Bewerber eingefunden. Und der Schwede Salchow bezwang den Exweltmeister Gilbert Fuchs. Für den jungen Schweden begann damit eine einmalige Karriere. Dem Sieg 1901 folgten bis 1911 neun weitere Titel, und dazu gesellte sich noch 1908 ein Olympiatriumph. Seine unauslöschlichen Spuren auf dem Eis hinterließ Salchow mit der Erfindung eines Sprungs, der seinen Namen trägt und bis heute zur „Hohen Eiskunstschule" gehört. Ulrich Salchow glückte es als erstem Eiskunstläufer der Welt, zehn Weltmeistertitel zu gewinnen. Dem Schweden folgte zwischen 1927 und 1936 aus dem benachbarten Norwegen Sonja Henie, die ebenfalls zehnfachen Goldruhm errang und gar dreimal Olympiasiegerin bei Winterspielen wurde. Der Gerechtigkeit halber muß gesagt werden, daß Weltmeisterschaften der Frauen erst seit 1906 auf dem Veranstaltungsplan der ISU (Internationaler Eiskunstlaufverband) stehen. Die Paare ermitteln ihre Weltmeister exakt seit 70 Jahren. 1908 trafen sich zum ersten Mal in Petersburg drei Paare aus drei Ländern zum Tanz um das funkelnde Gold. Nun glückte es im kanadischen Ottawa mit der Moskauerin Irina Rodnina zum ersten Mal einer Paarläuferin, die Siegesbilanz des Ulrich Salchow und der Sonja Henie zu egalisieren. Nach vier Weltmeistersiegen mit Alexej Ulanow holte sich Irina im März '78 den sechsten mit ihrem Ehegatten Alexander Saizew — ihren Titel Nummer 10. Und sie verabschiedet sich auch nach ihrem zehnten Triumph noch nicht vom Eis. „Ich plane jetzt zwar nur noch von einem Jahr zum anderen, aber meine Blicke richten sich trotzdem auf Olympia 1980 in meiner Heimatstadt", sagte die 28jährige Sportlehrerin. Womit feststehen dürfte, daß Rodnina/Saizew im nächsten Winter wieder ihre Kombinationen und Sprünge mit Harmonie und Eleganz aufs Eis zaubern werden ...

Manfred Hönel

Fotos: Werner Schulze (2), Archiv

In Täsongsan, dem beliebten Ausflugsziel der Hauptstädter, entstand im vergangenen Herbst ein Vergnügungspark.

Farbenprächtiges Foyer im Mansudä-Theater

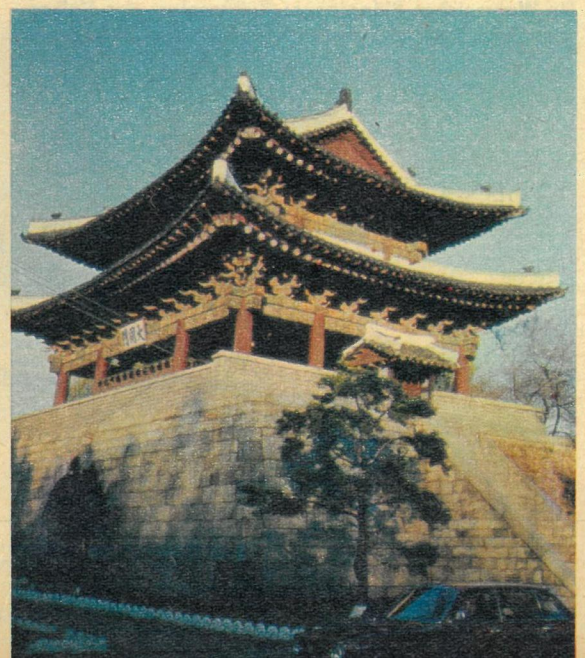


Einkauf in Pjöngjang: Alle Lebensmittel sind „made in KDVR".

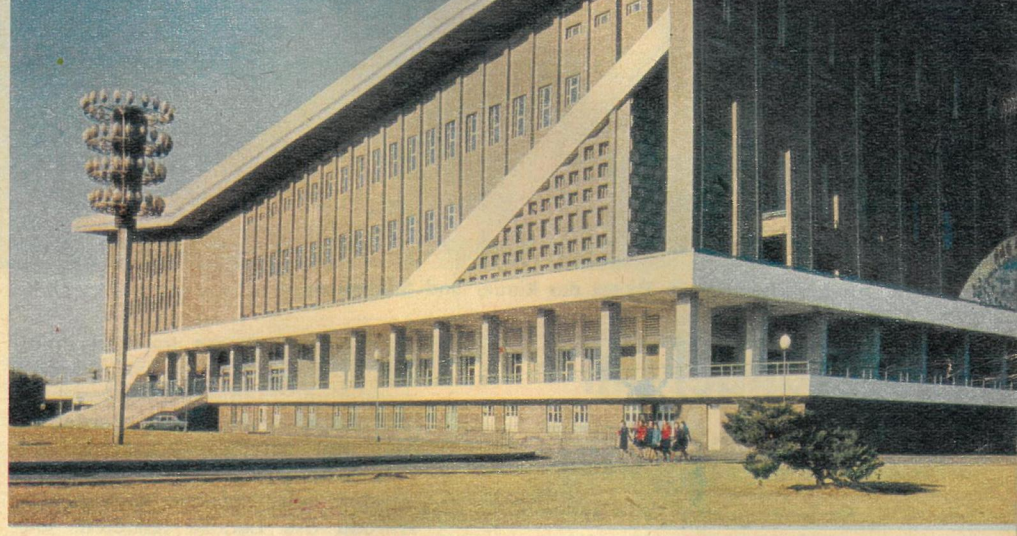
Wandel am Tädonggang

Boulevards im Zentrum, Hochhäuser in Plattenbauweise, Paläste mit geschwungenen Dächern: Als moderne Großstadt, die nicht der Exotik entbehrt, zeigt sich die Metropole der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik heute ihren Gästen.

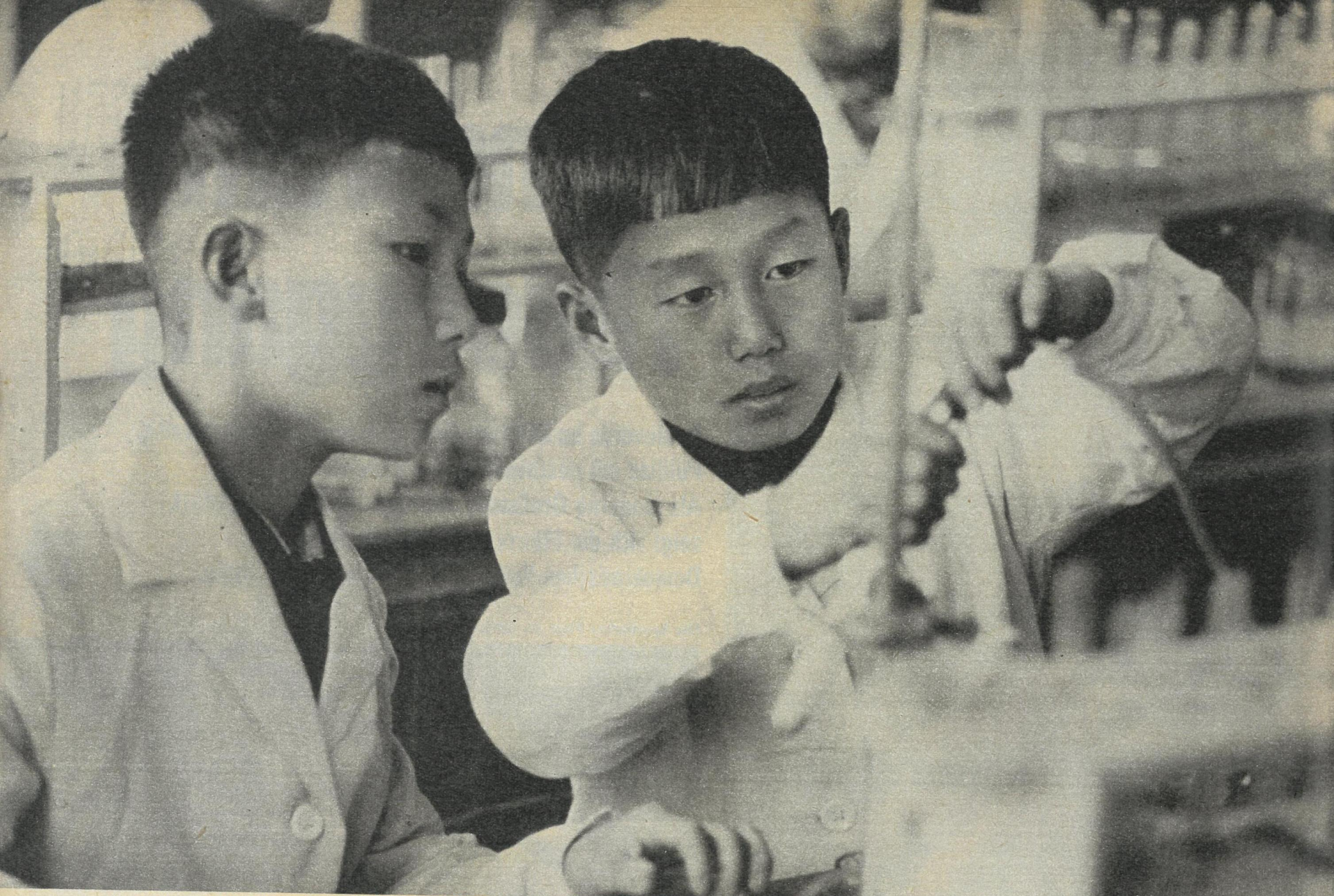
Das Tädongmun – historisches Tor im Westen der Stadt



Die Sporthalle: Platz für 20 000 Besucher



Über den Dächern von Pjöngjang: Kein Haus ist älter als 24 Jahre.



Junge Chemiker im Palast der Kinder und Studenten

Wandel am Tädonggang

Fortsetzung von Seite 53

Tschoson – nicht vergessen

Sie könnten auch bei uns oder in einem anderen europäischen Land stehen — die Hochhäuser in den Neubauvierteln von Pjöngjang. Pastellfarben, sieben bis einundzwanzig Stockwerke hoch, in Plattenbauweise errichtet. Auf den ersten Blick scheint beinahe alles wie bei uns zu sein — und doch ist vieles anders.

Pjöngjang blickt auf eine lange Geschichte zurück. Mehrmals war es die Hauptstadt alter Reiche auf der koreanischen Halbinsel, wie des legendären Tschoson (Land der Morgenfrische), und wie Korgujo, das noch vor unserer Zeitrechnung entstand. „Kein Haus ist älter als 24 Jahre", sagen unsere Gastgeber. Man muß sich erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Stadt nach der amerikanischen Aggression (Juni 1950 bis Juli 1953) dem Erdboden gleichgemacht worden war: Nur ein bewohnbares Haus blieb stehen! Rund 428 000 Bomben ließen Pjöngjang in Schutt und Asche sinken. Heute entdeckt man im Stadtbild keinerlei Spuren des Krieges mehr. Doch die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit ist nicht getilgt. An jene Zeit mahnen Wracks amerikanischer Bomber und Panzer im Museum des Sieges im Vaterländischen Befreiungskrieg, wo in achtzig Ausstellungsräumen die Ereignisse von damals gegenwärtig werden.

Mut und Opferbereitschaft der Koreaner im Krieg sind oft gewürdigt worden, aber was sie danach beim Aufbau des Landes leisteten, verdient ebensolche Anerkennung.

Zimmer ohne Öfen

Etwa siebzig Prozent der mehr als eine Million Einwohner zählenden Stadt leben in modernen Wohnhäusern. Am Rande neuer Viertel sehen wir aber auch kleinere Häuser mit grauen Ziegeldächern. Ihre Schornsteine befinden sich an der Giebelwand.

„Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber anfangs wollten nur wenige Koreaner in die neuen, vielstöckigen Gebäude ziehen", sagt unser Reisebegleiter Kim. Und wir erfahren, warum sich viele Menschen zuerst — im wahrsten Sinne des Wortes — nicht für die neue Wohnung erwärmen konnten.

Bis dahin gab es in den Zimmern keine der uns bekannten Öfen oder eine Zentralheizung. Pjöngjang liegt etwa auf der gleichen Breite wie Athen, Palermo oder San Francisco, doch Wintermonate mit Temperaturen von minus 10 bis 15 Grad Celsius sind hier keine Seltenheit. Im Dezember 1977 lag Pjöngjang bereits unter einer dicken Schneedecke. Seit alters her gibt es das Ondol, die Fußbodenheizung, die der traditionellen Lebensweise der Koreaner entspricht. Betten existieren nur in den modernen Hotels, die Einheimischen schlafen auf Matten und wattierten Steppdecken, die auf dem Fußboden ausgebreitet werden. Das Heizungssystem: Aus dem Küchenherd strömt der heiße Rauch, und auf dem Weg zum Schornstein passiert er gewundene Kanäle unter dem Fußboden, wohlige Wärme verbreitend.

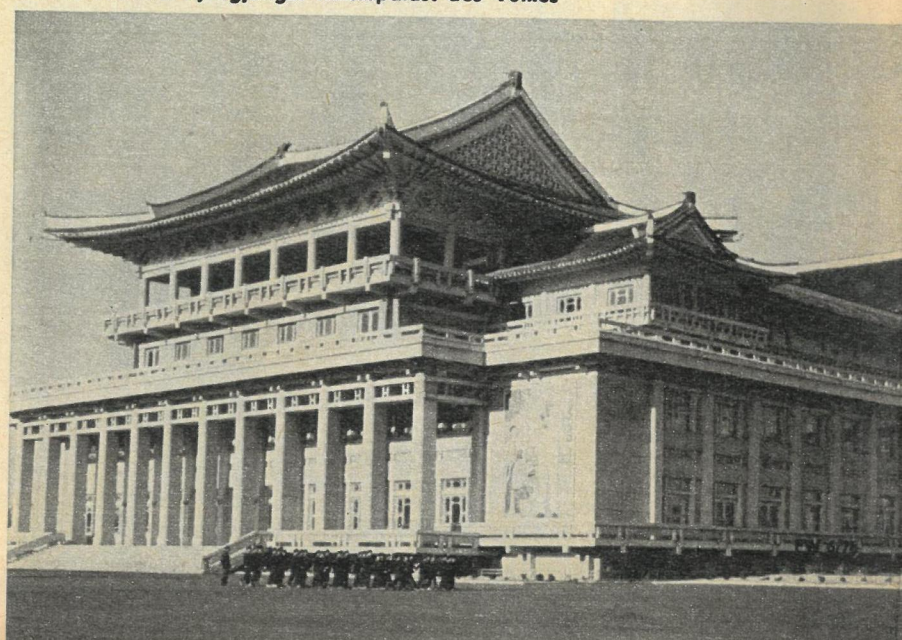
Die ersten Häuser, die mit Hilfe sozialistischer Länder in Großblock- oder Plattenbauweise errichtet wurden, hatten unsere üblichen Öfen oder Zentralheizungen. Inzwischen knobelten die Bauleute jedoch eine Technologie aus für den Einbau der Ondolheizung auch in Hochhäusern.

Paläste ohne Hütten

„Annjonghassymnigga" (Guten Tag) grüßen die Kinder überall und lachen uns an. Sie sind adrett gekleidet, die „Könige des Landes", wie die Koreaner gern ihre Mädchen und Jungen nennen. Sie tragen rote, grüne, blaue und gelbe Anoraks, darunter die Schulkleidung, die sie vom Staat erhalten: Anzüge für die Knaben, Faltenröcke und Blusen für die Mädchen, die zudem eine bunte Schleife im pechschwarzen Haar tragen. Sie gehen alle in die zehnklassige Oberschule, nachdem sie ein Jahr die Vorschule besucht haben.

Ein österreichischer Geschäftsmann, der in unserem Hotel wohnt und der fast alle asiatischen Länder aus eige-

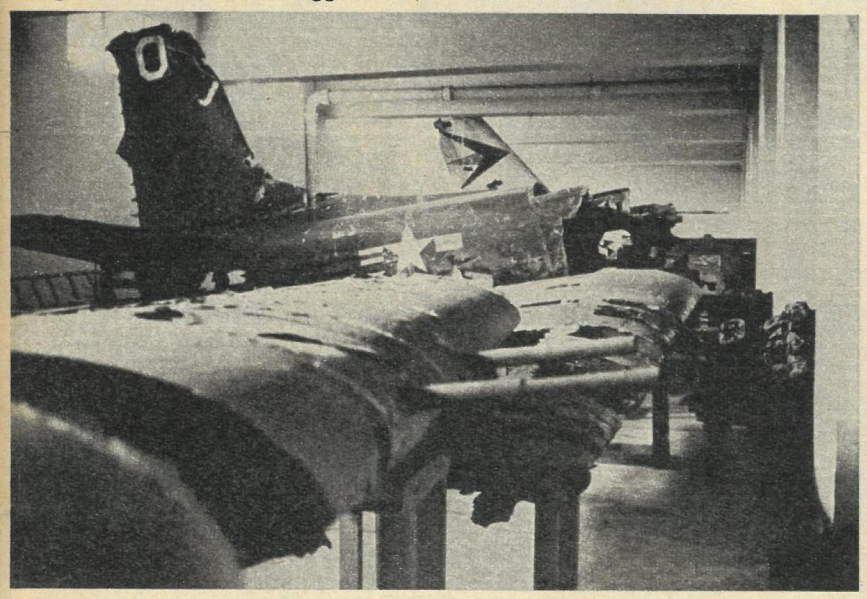
Ein Wahrzeichen Pjöngjangs: Kulturpalast des Volkes



ner Anschauung kennt, ist beeindruckt vom sozialistischen Korea. Blitzblanke Straßen, Arbeit und volle Reisschalen für alle. Keine Bettler und Obdachlosen, keine Hungernden, wie sie für viele Länder auf diesem Kontinent noch üblich sind. Es gibt keine baufälligen Hütten und keine Paläste der Reichen mehr. Kein Dorf in der KDVR ist ohne elektrisches Licht.

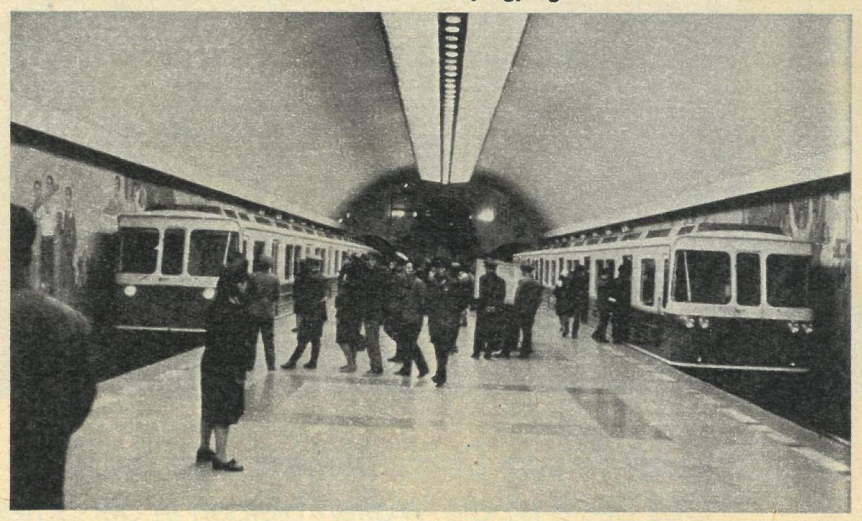
Es existieren wohl Paläste: der Palast der Kinder und Studenten, das Große Theater, der Kulturpalast des Volkes, das Mansudä-Theater ... Mit den traditionell geschwungenen Dächern heben sie sich ebenso wie die historischen Bauten – die mit Schnitzereien reich verzierten Stadttore und Aussichtspavillons – vom zweckmäßigen Stil der modernen Kolonie war, ein „vergessenes Land", wie der Amerikaner Robert Oliver sein Buch betitelte (1944 in New York erschienen): „Die Koreaner leben in Furcht und Not. Sie leiden schweigend und hoffnungslos. Millionen Koreaner der gegenwärtigen Generation kennen kein anderes Leben. Aber sie protestieren immer noch ... Sie empfinden Schmach, wenn sie sehen, wie die Eroberer Geist und Körper ihrer Kinder mit allen Mitteln erniedrigen. In den Schulen werden Geschichte, Philosophie, Politik und Sozialfragen nur vom japanischen Standpunkt gelehrt. Die Städte, Straßen, Tempel und Denkmäler tragen japanische Namen. Das Volk wird genötigt, japanische Bräuche zu pflegen, japanisch zu sprechen und zu denken."

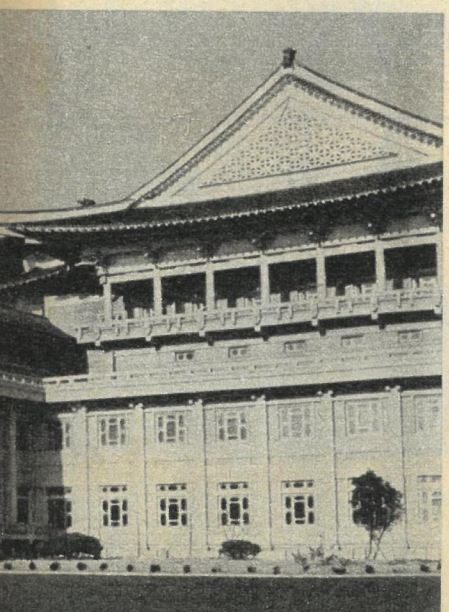
Zeuge der amerikanischen Aggression 1950–1953: Bomberwrack im Museum



Wohnviertel ab. An einem Abend sind wir im prachtvollen Mansudä-Theater. Gespielt wird die Oper „Das Blumenmädchen". Das Foyer scheint in ein Meer von Licht und Farbe getaucht, die Männer feierlich in Anzügen, die Frauen in Chogori (Bluse) und Chima (Rock), der koreanischen Nationaltracht. Vor einer technisch perfekt arrangierten Kulisse, mit der Farbigkeit eines orientalischen Märchens ausgestattet, erleben wir ein Stück Geschichte aus der Zeit kolonialer und feudaler Ausbeutung. Gedemütigt und erniedrigt erhebt sich ein Dorf gegen seine Unterdrücker. Diese Oper wurde 1930 geschrieben, in einer Zeit, da Korea noch eine japanische

200 Meter unter der Erde: die U-Bahn von Pjöngjang





Olympische Spiele 1936 in Berlin. Im Marathonlauf siegte Son Kji Tschong. Er trug auf der Brust das japanische Emblem mit der aufgehenden Sonne. Doch Tschong war Koreaner. Der Chefredakteur der koreanischen Zeitung „Dong A Eilbo" ließ das Emblem wegretuschieren, bevor das Foto gedruckt wurde. Er wurde verhaftet, die Redaktion geschlossen.

Auf dem Pfingstrosenberg

Wer Pjöngjang aus der Vogelperspektive sehen möchte, steigt am besten auf den Moranbong, den Pfingstrosenberg. Dort steht auch der Obelisk, der zu Ehren der bei der Befreiung Koreas gefallenen sowjetischen Soldaten errichtet wurde.

Vom Moranbong schauen wir auf einen etwa 300 Meter breiten Strom – den Tädonggang, der sich in Pjöngjang mit dem Potonggang, einem Nebenfluß, vereinigt. Dort, wo sich heute eine gepflegte Uferpromenade mit Parks und Grünanlagen befindet, hausten früher einmal Menschen im größten Slum der Stadt. Der Tädonggang, der zur Winterszeit wenig Wasser führt, ist einer der größten Flüsse Koreas – etwa 500 Kilometer lang. An seinem Oberlauf entsteht gegenwärtig ein großes Wasserkraftwerk. Es gehört zu einem Energiekomplex, dem auch das Wärmekraftwerk Pukschong angeschlossen ist. Dieses Werk entstand in wirtschaftlicher Zusammenarbeit zwischen der KDVR und der Sowjetunion. Mit Hilfe der UdSSR wurden inzwischen weitere Betriebe errichtet, die dazu beitrugen, die Produktion von Stahl um 30 Prozent, Walzgut um 40, Kohle um 30, Elektroenergie um mehr als 40 und Stickstoffdünger um 25 Prozent zu erhöhen. So wie die Sowjetunion unterstützen auch die anderen sozialistischen Staaten die Anstrengungen des koreanischen Volkes beim sozialistischen Aufbau. Heute ist das Land ein moderner Industriestaat mit entwikkelter Landwirtschaft.

Der Tädonggang ist Zeuge für die großen Mühen: Nicht nur, daß an seinen Ufern viele Industriebetriebe entstanden, er speist mit seinem Wasser auch ein riesiges Bewässerungssystem für die anliegenden Felder. Im letzten Jahr konnten die Genossenschaftsbauern der KDVR, eines Landes, das zu Dreiviertel von Bergen bedeckt wird und etwas größer als die DDR ist, eine Rekordernte von 8,5 Millionen Tonnen Getreide einbringen. Wir konnten uns selbst überzeugen: Alle Nahrungsmittel, die in den Geschäften von Pjöngjang verkauft werden, sind „made in KDVR". Der Norden Koreas ist kein vergessenes Land mehr. Während unserer Reise lernten wir ein Volk kennen, das – diszipliniert und in harter Arbeit – seine Heimat gründlich verändert hat.

Horst Szeponik

Fotos: Volkmar Billeb

Im nächsten Heft:

Reportage:
Warum Narsan ein Göttertrunk genannt wird und wieso im Kurort Kislowodsk so viele Frauen leitende Stellungen haben, erfahren Sie in der Reportage „Sauer macht lustig".

Bildbericht:
Indianer in der Sowjetunion? Ein Bildbericht über das kleine Volk der Udehen, seine Lebensweise, Sitten und Bräuche.
Unser Foto: Semjon Sulan Dsiga beim Fischfang.

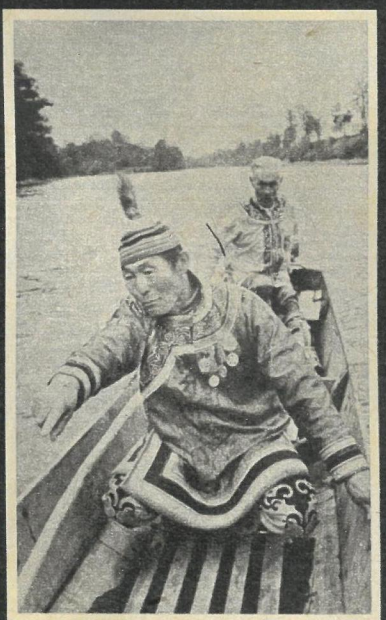


Foto: A. Paszkowiak

Das aktuelle Gespräch:
FREIE WELT sprach mit dem Minister für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, Oskar Fischer.

Porträts:
Prof. Dr. Michalowski nennt man den Entdecker des „Wunders von Faras", Barbara Brylska ist die erste ausländische Schauspielerin, die mit dem Staatspreis der UdSSR (1977) ausgezeichnet wurde – zwei von zehn polnischen Persönlichkeiten, die FW-Reportern Rede und Antwort standen.

Erzählung:
„Ich lebte heute nicht mehr ..." schreibt der Kolchosvorsitzende Perechotkin an die Jungen Pioniere aus dem mecklenburgischen Dorf Mergenthin, „... wäre nicht dieser Bauer." Als Wilhelm Kohn das liest, erinnert er sich an das, was damals geschah ...

Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Ihr Verständnis.

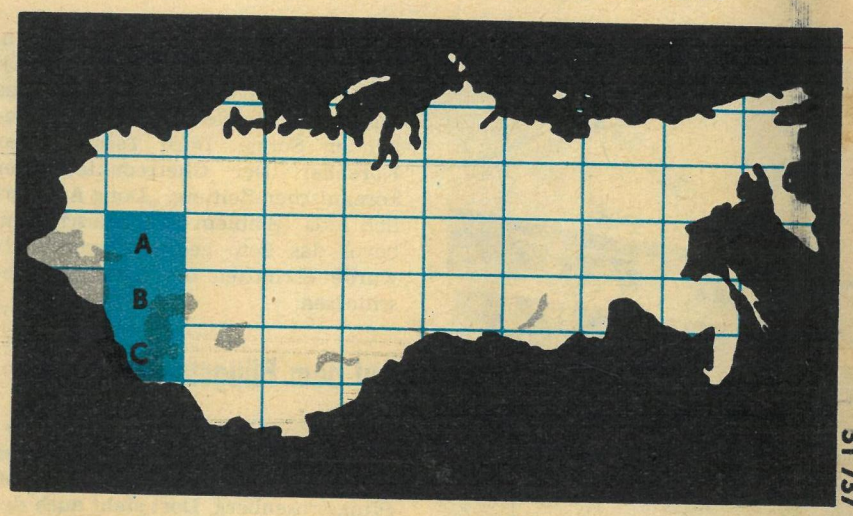
Foto: Heinz Krüger

Greift ihr zum Dolch, so merkt euch beide:
Das beste ist, die Waffen bleiben in der Scheide.

Sinnspruch auf der Klinge eines kaukasischen Kinshals

FREIE WELT Landschafts-Quiz Nr. 13

Swanetien – eine wildromantische Gegend am Südhang des Zentralen Kaukasus, im Hochtal des Flusses Inguri. Noch bis zu Beginn der Sowjetmacht herrschten dort blutige Sippenfehden; deshalb erhob sich ein steinerner „Wehrturm" bei jedem Gehöft. – Unsere Frage lautet: Zu welcher Unionsrepublik gehört Swanetien und wie hoch ist – rund gerechnet – die Einwohnerzahl jener SSR?



Landschaften der Sowjetunion, vorgestellt in einer FREIE-WELT-Serie. Bitte kreuzen Sie eines der drei Felder auf unserer Skizze an, wo die gefragte Gegend Ihrer Meinung nach liegt. Versehen mit dem Lösungsbegriff, ist die ausgeschnittene Skizze auf einer Postkarte zu schicken an FREIE WELT, 1056 Berlin, PF 91. Sieben Gewinne – einmal 100,– Mark, zweimal 50,– Mark, viermal 25,– Mark – werden unter den Einsendern der richtigen Antwort verlost. Einsendeschluß ist diesmal der **4. April.** Die Namen der Gewinner erscheinen in Heft 8.

So war es richtig in Heft 4 (Quiz Nr. 11): Alatau/ Kirgisische SSR (Feld A)

Im Quiz 11 gewannen: 100,– Mark – P. Rönsch, 49 Zeitz; 50,– Mark – H. Lichtenstein, 409 Halle, L. Dober, 232 Grimmen; 25,– Mark – H. Gehring, 113 Berlin, I. Hallaschek, 5504 Heringen, W. Kulla, 12 Frankfurt/O., D. Braungart, 9387 Niederwiesa.

31 737